Gigi

Zeitschrift für sexuelle Emanzipati

März/April 2009
No. 60
EUR 3,50

Infoladen
Kohlgarten Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 86 04
www.nikuk.org/infoladen_leipzig

Hirschfeld nach Noten

Franz Schrekers Opern und der antisemitische Wahn

ISSN 1437-3076

„TOLLES“ IST EIN TRIPPER.“

Wer sich beim Sex„nur“ einen Tripper geholt hat, ist vielleicht erst mal erleichtert. Denn trotz Ausfluss aus der Harnröhre, Entzündung im Hals oder im Enddarm: Ein **Tripper (Gonorrhoe) ist unangenehm, aber heilbar. HIV und Aids nicht. Kondome schützen** vor HIV und Aids. Und sie helfen, andere sexuell übertragbare Krankheiten (STDs) wie Syphilis, Tripper, Feigwarzen, Chlamydien und Herpes zu vermeiden, die das **Risiko einer HIV-Übertragung erhöhen können**. Bei häufig wechselnden Sexpartnern oder Verdacht auf Ansteckung empfehlen wir Beratung, Untersuchung und – wenn nötig – Behandlung. Das gilt auch für die Sexpartner! Mehr Informationen: **www.stdinfo.de**. Persönliche Beratung: **www.aidshilfe-beratung.de** und **(02 21) 89 20 31** (BZgA-Beratungstelefon).

GIB AIDS KEINE CHANCE

BZgA Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

Deutsche AIDS-Hilfe e.V.

Eine gemeinsame Anzeige der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung und der Deutschen AIDS-Hilfe e.V., unterstützt vom Verband der privaten Krankenversicherung e.V.

PKV Verband der privaten Krankenversicherung e.V.

Sex im Zimmer 1207

ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
INFOLADEN LEIPZIG

Bekenntnisse einer Zehnjährigen

Der Stumme Portier in der Einfahrt ist diskret, wie sich's für einen Portier gehört: „*Gigi* (Redaktion)". *Gigi* wie Colettes Roman oder das Musical mit Maurice Chevalier. Ein etwas aus der Mode gekommener Name; allenfalls Huren und Tunten nennen sich heute noch so.

Als das in der staatsfernen Lesben- und Schwulenszene entstandene wissenschaftlich-humanitäre komitee (whk) vor nunmehr zehn Jahren, im Frühjahr 1999, die ehrenamtliche *Gigi* gründete, etablierte es arglos die einzige sexualpolitische Fachzeitschrift in Deutschland. Presseleute riefen an, die Zahl der Abonnements stieg an, und als der eher skeptische Versuch zum Dauerexperiment geriet, wurde *Gigi* seßhaft: im Berliner Haus der Demokratie und Menschenrechte, kurz HDM. Doch trotz eines Journalismuspreises erwies sich das Projekt zunehmend als riskant. Sexualität ist bekanntlich subversiv, sie zu disziplinieren existiert traditionell ein starkes repressives Instrumentarium: §218, §175/182, BGB-Ehe, Prostitutionsgesetz, Sex-Runderlaß der Bundeswehr, Homo-Ehe ... Ganz zu schweigen von chemischer Kastration, weiter aktuellen Rosa Listen oder Alt-Bundeskanzler Gerhard Schröders auf das Nazi-Konzept der „Schutzhaft" zurückgehendem „Wegsperren, und zwar für immer!"

Indes darf sich kein sexualpolitisches Journal Tabus, Denk- und Kritikverboten beugen, will es sich nicht ad absurdum führen. Aber gehen Sie mal öffentlich der These nach, jeder geschlechtliche Akt sei eine Grenzverletzung und insofern Sex von Gewalt nicht zu trennen, sehen Sie mal die Ehe als Prostitutionsverhältnis mit dem Staat als Zuhälter oder die (noch ein Nazi-Begriff) „Kinderschänder"-Hysterie als Motor der Strafrechtspolitik und Mittel des Grundrechtsabbaus. Oder trennen Sie juristisch exakt zwischen „Pädophilie" (Sein) und sexueller Gewalt (Tun) oder schwulen „Barebackern", die wie jedes brave Ehepaar einvernehmlich Sex ohne Kondom haben, und Menschen, die ihre Intimpartner ohne deren Wissen Gesundheitsrisiken aussetzen. Sie werden alsbald jede Menge Ärger bekommen.

Schwerpunkt Ehe-Kritik, 36 Seiten monochrom: Die erste Gigi-Ausgabe erschien im April 1999

Kriminalisierungsversuche inklusive. Professionelle journalistische Arbeit ist eine gute Rechtsschutzversicherung – vor Rufmord schützt sie kaum. Sei es, daß *Spiegel online* in erkennbarer Absicht bei der HDM-Verwaltung anfragt, ob *Gigi* tatsächlich Kindesmißbrauch propagiere, sei es, daß ein angeblich linkes Buchladenkollektiv nach einem kafkaesken Tribunal den *Gigi*-Verkauf einstellt. Oder der Monarch eines in Stil und Vorgehen an gewisse Bundesämter erinnernden ominösen Antifa-Instituts das pazifistische whk wahlweise als Teil der „rechten schwulen Gewalt-Sex-Szene" oder eines islamistischen Terrornetzwerks deliriert.

Zusehends geraten *Gigi* und whk ins Visier der Rechten. Spezialität des Münsteraner Vereins „Carechild" etwa ist es, Sexualforscher, Politiker, Künstler, Anwälte als „Gestörte" auf schwarze Listen zu setzen, bei Arbeitgebern, Vermietern und Nachbarn anzuschwärzen und ihre bürgerliche Existenz zu bedrohen, die er zuvor selbst zur „Täterlobby" erklärt hat und von denen er meint, die Justiz verfolge sie nicht oder zu nachsichtig. Der Vorsitzende schreckt dabei nicht vor braune Assoziationen weckenden Vernichtungsphantasien zurück. Nach der Berichterstattung über ein Strafverfahren zeigte jener Internet-Blockwart *Gigi* wegen Verbreitung von Kinderpornographie bei der Bonner Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Medien an, einer international einzigartigen staatlichen Zensurbehörde und ersten Adresse für Denunzianten jedweder Couleur. Dabei hatte zuvor schon die Berliner Staatsanwaltschaft ebenfalls auf eine Anzeige aus dem Carechild-Milieu zurückgehende Ermittlungen eingestellt: Im besagten Heft gebe es keine Spur von Pornographie. Als die Sittenwacht am Rhein die Indizierung ablehnte, reagierte das die Zeitschrift herausgebende whk mit einer Presseerklärung – und prompt klagte der eng mit der katholischen Kirche verflochtene Carechild e.V.: Man fühlte sich als „dubiose rechte Kinderschützer-Sekte" verleumdet. Als gemeinnützig eingestuft und steuersparend gesponsert von Weltkonzernen, wurde dieser Verein im Mai 2005 vom schon seinerzeitigen SPD-Chef Franz Müntefering in Sachen Verschärfung des Sexualstrafrechts konsultiert und forderte von ihm (die SPD hat einen geschulten Instinkt fürs gesunde Volksempfinden) die Ausdehnung der „Sicherungsverwahrung" auf jugendliche Straftäter.

Die vorzustreckenden Kosten des langwierigen Verfahrens gingen selbst bereits an die Substanz von whk und *Gigi* – eine heute übliche Strategie rechter Kreise gegen linke Projekte. Auch wenn das whk in diesem Fall obsiegte: die Rechte versucht weiter, sich einer allzuoft willigen Justiz als politisches Kampfmittel zu bedienen. Da wollen aus Bonengel- und Praunheim-Filmen bekannte „Männer, Helden, schwule Nazis" wie Bela Ewald Althans nicht Auschwitzleugner und der „Freie Kamerad" Alexander Schlesinger nicht NPD-Mitglied, Rassist und Antisemit genannt werden – obwohl Letzterer gegen den Titel „Nazi" nichts einzuwenden hat. Ließen sich *Gigi* und ihr Herausgeber von solchen Helden einschüchtern, sie hätten in der Presselandschaft wie im Haus der Demokratie und Menschenrechte nichts verloren. Es geht eben doch um etwas mehr als Sex im Zimmer 1208.

Repro : Gigi

AboSchein

6 Hefte ab Ausgabe: _____

O 20,00 Euro (Normalabo)

O 15,00 Euro (Sozialabo)

O 30,00 Euro (Auslandsabo)

O 30,00 Euro + _____ (Förderabo)

Ich verschenke 6 Ausgaben für

O 20,00 Euro (Ausland: 30,00 Euro)

O Euro _____ (mind. 25,00 Euro)

Datum/Unterschrift

O Der Betrag liegt in bar bei.

O Ich überweise den Betrag aufs Gigi-Konto.

O Ich ermächtige Gigi, den Betrag einmal jährlich von meinem Konto einzuziehen:

Kontoinhaber/in

Kontonummer

Geldinstitut/BLZ

Datum/Unterschrift

Lieferadresse

Name, Vorname

Straße, Hausnummer oder Postfach

Land PLZ Ort

Email-Adresse

Einsenden an: Redaktion Gigi, Postfach 080208, 10002 Berlin. **Hotline:** 0049(0)30-6515213. **Abo-Bezahlung:** Konto Nr. 5710428010, Berliner Volksbank, BLZ 10090000, IBAN: DE89 100 900 00 57 10 42 80 10, SWIFT/BIC: BEVODEBB

Das Abo verlängert sich um sechs Ausgaben, wenn es nicht spätestens 14 Tage vor Erscheinen des letzten bezahlten Hefts schriftlich gekündigt wird (Poststempel). Das Geschenkabo verlängert sich nicht automatisch.

ArchivBestellung

01	Das schwule U-Boot muß in den Ehe-Hafen einlaufen dürfen	_____
02	Somewhere over the Rainbow: 30 Jahre Stonewall	_____
03	Antisemitismus und der Amoklauf schwuler Identitätspolitik	(vergriffen)
04	Sexualität und Identität	(vergriffen)
05	Zucht & Ordnung: Vom Rassenwahn zur Bevölkerungspolitik	_____
06	Homo-Ehe (2)	_____
07	Traumfabrik: Politische Ökonomie homosexueller Geschichtsproduktion	_____
08	Intersexualität	_____
09	Geschlecht & Gewalt: Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung	(vergriffen)
10	Der Minister des Rückwärtigen: 40 Jahre Volker Beck	_____
11	Vom Nutzen unseres Ärgers: Audre Lorde über Rassismus und Sexismus	_____
12	An der schönen brauen Donau: Österreich unter Haider/Schüssel	_____
13	Vom Frausein in der Türkei: Feministinnen zwischen Tradition & Moderne	(vergriffen)
14	Die Kriminalpolizei rät: Klappe zu!	_____
15	Tunten, Transen & Moneten: Zurichtung einer Subkultur	(vergriffen)
16	Schleiertanz der neuen Weltordnung: Märchen aus 1001 Bombennacht	_____
17	AIDS kills Africa: Dimensionen einer Katastrophe	(vergriffen)
18	Ein ganzer Kerl dank Scharping: Sex Bomb, Sex Bomb	_____
19	Der Ofen ist aus: Rot-Grün und die Entsorgung der Homosexuellenfrage	(vergriffen)
20	Nein heißt Nein? Das schwierige Verhältnis von Sexualität und Gewalt	_____
21	Riefenstahl-Gewitter: Die Erotik des Herrenmädels und ihre Opfer	_____
22	Spiele nur noch für Reiche: Gay & Euro Games – Eine Idee geht baden	_____
23	Ratten, Forscher, Inhektionen: Sexual-Eugenik und Sozialabbau	_____
24	Ich kaufe ein Q ... Die verlorenen Aktien der QUEER AG	_____
25	Folterabend für Kinderschänder. „Fortschritte" im Sexualstrafrecht	(vergriffen)
26	Gay Marketing: Wie man Sumpfhühner so richtig ausnimmt	(vergriffen)
27	Fragen Sie Madame Teyssier: Der LSVD, die Macht und das Geld	_____
28	Ehen, Sex & Schutzgebiete: Kolonialspuren in Südostasien und Ozeanien	_____
29	Journalisten als verdeckte Ermittler: Karremanns Stern-Tagebücher	(vergriffen)
30	Vom Frausein in Afghanistan: Osama oder Bilder, die die Welt belügen	_____
31	35 Jahre Stonewall: Der homosexuelle Mann und die Medien	_____
32	Der dicke Hauptmann: Ernst Röhm und die Erben der SA	(vergriffen)
33	Drei Kronen unterm Strich: Prostituierte in Schweden	_____
34	Hartz IV: Reiten ohne Sattel. Über soziales Barebacking	_____
35	Neues Deutschland: Der Abschied der PDS von der Sexualpolitik	_____
36	Die lassen uns nicht rein: Das ADG als Gay Marketing für Doofe	_____
37	Durchladen an der Genderfront: Frauen und Militär	_____
38	Das impotente Kind: Verbote, Lust und Logik	_____
39	Und trotzdem nicht erkannt: Sex, Geschlecht und Identitätszwang	_____
40	Dienen statt Sozialismus: Lesben, Schwule, DDR – Bilanz nach 15 Jahren	_____
41	Rosa nicht noch Himmelblau: Transidentitäten in der Türkei	_____
42	Ein Gespenst geht um in Deutschland: Huhibu der Sexualwissenschaft	_____
43	Eine Couch für zwei: Psychoanalyse und Geschlecht/150 Jahre Freud	_____
44	Fucking Words: Zwischen heteronormativ und zwangsheterosexuell	_____
45	Das deutsche Guantanamo: Prostitution und christliche Sittenwächter	_____
46	Ohne Sattel im Feindrechtsstaat: Barebacking ist nicht das AIDS-Problem	_____
47	Mach mir das Mahnmal: Cruising Areas homosexuellen Gedenkens	_____
48	From Brussels with Love: Sexualstrafrecht in Europa-Blau	_____
49	Kein Virus ohne Moral: Die Rückkehr des §175 als Gesundheits-Trojaner	_____
50	Fromme Tänze: Wie wird der Sex in 30 Jahren?	_____
51	Habibi heißt Liebster: Kleine Deutschstunde für Antirassisten	_____
52	Im Reich der Großen Göttin: Eso-Feminismus und schwules Tantra	_____
53	Vorsicht, Schweinezählung! Kein Sexualdatenschutz für Homo-Ehen	_____
54	3 Engel für Charlie: Kreationisten gegen Darwin	_____
55	Bes. Kennz.: Frauenkleidung. Damendarsteller	_____
56	Peking von hinten: Urbane Homosexualitäten im Reich der Mitte	_____
57	Trans-Formation: Schwule Muslime im Web, Frauenbilder im Iran	_____
58	Ohne Gummi-Paragraph: Zehn Jahre Barebacker als Feindbild	_____
59	Will so bleiben, wie ich bin: Körper und Sex im staatlichen Zugriff	_____

LagerRäumAktion

Noch bis Ende 2009: 35 Hefte für 50 Euro inkl. Porto, sonst

1 Heft: 2,50 Euro, **3 Hefte:** 6,50 Euro, **ab 4 Heften:** 2,00 Euro je Heft zzgl. 0,85 (Ausland: 3,00) Euro Porto je maximal 4 Hefte. Gigi, PF 080208, 10002 Berlin; redaktion@gigi-online.de. Betrag in bar bzw. Briefmarken senden oder überweisen aufs Konto 5710428010, Berliner Volksbank, BLZ 10090000.

Vertriebspunkte: **Berlin** Prinz Eisenherz Buchladen, Lietzenburger Str. 9A, 10789 Berlin; Buchladen Schwarze Risse, Gneisenaustr. 2, 10961 Berlin | **Bochum** Uni-Büchertisch „Der Notstand", Universitätsstr. 150, 44780 Bochum | **Bonn** Buchladen Le Sabot, Breite Str. 76, 53111 Bonn | **Bremen** Infoladen Bremen, St.-Pauli-Str. 10-12, 28203 Bremen | **Dresden** Buchladen und Lesecafé König Kurt, Rudolf-Leonhard-Str. 39, 01097 Dresden | **Duisburg** Referat für Schwule, Bisexuelle und Lesben im AStA der Uni-GH, Lotharstr. 63, 47048 Duisburg | **Frankfurt am Main** Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11, 60486 Frankfurt a.M. | **Freiburg** Digidata, Kreuzstr. 4, 79106 Freiburg; Infoladen Freiburg/KTS, Baslerstr. 103, 79100 Freiburg; Jos Fritz Buchladen & Café, Wilhelmstr. 15, 79098 Freiburg; Rosa Hilfe e.V., Eschholzstr. 19, 79106 Freiburg | **Göttingen** Buchladen Rote Straße, Nikolaikirchhof 7, 37073 Göttingen | **Hamburg** Buchladen Männerschwarm, Lange Reihe 102, 20099 Hamburg | **Heidelberg** Infoladen im Café Gegendruck, Fischergasse 2, Heidelberg | **Mannheim** Infoladen im JUZ, Käthe-Kollwitz-Str. 2-4, 68169 Mannheim | **München** Buchladen Max & Milian, Ickstattstr. 2, 80469 München | **Stuttgart** Buchladen Erlkönig, Nesenbachstr. 52, 70178 Stuttgart; Infoladen Stuttgart, Benckendorffstr. 4, 70199 Stuttgart | **Wien** Buchhandlung Löwenherz, Berggasse 8, 1090 Wien

Highlights

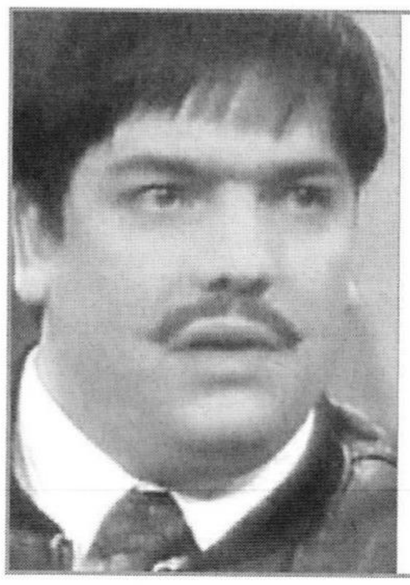
Das Titelfoto (vollständig zu sehen auuf Seite 7) zeigt den Komponisten Franz Schreker. Sie entstand um das Jahr 1920 im Wiener Atelier des 1883 im mährischen Ostrau geborenen Fotografen Franz Löwy. Löwy war von 1917 bis zum „Anschluß" Österreichs an das Deutsche Reich 1938 in Wien gemeldet. Noch im selben Jahr emigrierte Löwy nach Paris. Die Rechte an dem Foto liegen bei der Société Internationale Franz Schreker, Paris.

6

„In der Mitte spindeldürr/Unten nichts, ein leeres Loch/Oben wirres Klanggewirr/ Oder wie bezeichn' ichs noch?/Dürftige Phantasieerreger:/So erscheint mir dieser Schreker." Über Antisemitismus und Sexismus als Musikkritik schreibt **Karsten Bujara**

16

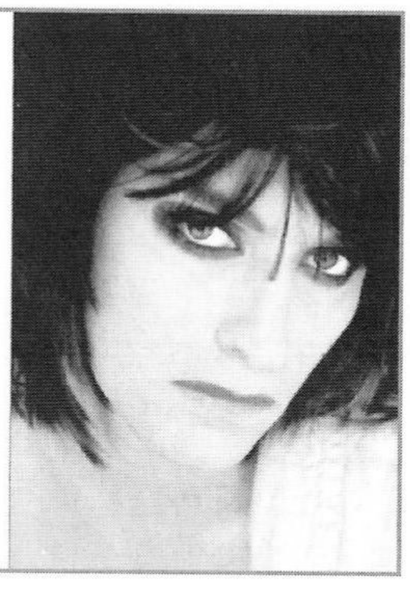
Windeln zu wechseln ist die natürliche Bestimmung der modernen Lesbe, könnte man meinen nach einer SPD-Wahlkampfveranstaltung für anständige Homos, bei der Miriam Müntefering den Papi vertrat. Im falschen Film sah sich **Lizzie Pricken**



22

Dieser sympathische „Antonio" stand in Diensten eines Wachschutzes, als er 1992 in Hans Meisers RTL-Show angab, einen „Kinderpornoring" aufgedeckt zu haben. Was dran war an der Story steht in Teil 2 der Medienanalyse von **Guido Keller**

42



Nicht erkannt? Das ist wirklich Jude Law, und zwar als Transe Minx in Sally Potters Berlinale-Beitrag „Rage". Über Highlights einer cineastischen Odyssee durch Berlins 59. Internationale Fimfestspiele berichten **Daniel Aldridge** und **Udo Badelt**

Fotos/Screenshots: 59. Internaationale Filmfestspiele Berlin; Gigi; Gerald Hintze; Archiv des Grauens

Editorial

Sex im Zimmer 1207 3
Im April 1999 erschien Gigi zum ersten Mal. Bekenntnisse einer Zehnjährigen nach 60 Heften, aufgeschrieben von Eike Stedefeldt

Schwerpunkt

Magnus Hirschfeld nach Noten 6
Den Nazis galt er als „Hirschfeld unter den Opernkomponisten" Franz Schreker zum 75. Todestag vorgestellt von Karsten Bujara

Sexorgien, begleitet von Pseudomusik 13
Hans Serverus Ziegler geriet als ranghoher NS-Kulturfunktionär selbst mit dem §175 in Konflikt. Ein Porträt von Karsten Bujara

Politik

Mottenkiste live 16
Eine Talkshow der Friedrich-Ebert-Stiftung als alberner Versuch, die Homo-Ehe schönzureden. Im falschen Film war Lizzie Pricken

Paragraphen mit dem Lasso erlegt 18
Die neuesten Hefte der Queer-Nations-Schriftenreihe „Queer Lectures" unter dem kritischen Blick von Florian Mildenberger

Online-Schwalben 20
Internet-Prostitution ist genauso banal wie die auf der Straße. Junge Freizeithuren von poppen.de porträtiert Felix Fidelski

Fernseh-Mißbrauch (2): Fortsetzung folgt 22
Seit 20 Jahren analysiert er TV-Beiträge zur sexuellen Gewalt an Kindern und zur Kinderprostitution. Von Guido Keller

Verboten, aber nicht verfolgbar 26
Merkel, von der Leyen: schlimmer Verdacht! Was dran ist an den Kinderpornos im Bundeskanzleramt erklärt Ingo Schmitt

Kultur

Überwintern. Warten auf bessere Zeiten 28
Die Blütezeit der Homo-Zentren scheint vorbei. Über ihre Perspektiven am Beispiel Münster schreibt Michael Heß

Fleischskandal 31
Cathérine verwaltet die Reste der Allgemeinen Homosexuellen Arbeitsgemeinschaft Berlin mit. Ein Hausbesuch Eike Stedfeldts

Zeichen der Erregtheit 34
Kunstausstellungen mit eher mehr als weniger nackten Tatsachen sah in drei Städten Nordrhein-Westfalens Dirk Ruder

Wo hast du dich denn herumgetrieben? 36
Hans Siemsen war in den 1920er Jahren bekannt als Journalist und Literat. Der erste Teil eines Porträts von Manuel Heß ling

Schlechter Sex 39
Mia Ming fragte heterosexuelle Durchschnittsmänner nach Frauen, Haaren und Hunden. Von Florian Mildenberger

Schwarzer Vogel im ewigen Eis 40
Gunter Geltinger nannte seinen Debütroman „Mensch Engel". Eine dringende Lektüreempfehlung verfaßte Ingo Flothen

Schrecklich sauber 41
Den Kölner Kinostart von Isaac Julians Dokumentation über den Künstler und Regisseur Derek Jarman erlebte Dirk Ruder

Der Aufwand für die Liebe 42
Highlights des Queer-Cinemas auf den 59. Internationalen Filmfestspielen Berlin resümieren Daniel Aldridge & Udo Badelt

Kein Paradies für Irmgard 46
Southern Comfort statt Nordic Walking, loses Mundwerk statt Entmündigung: Irmgard Knef zum letzten sah Lizzie Pricken

Standard & Latein

kurz & klein 14
kleinholz 32
Impressum 35

Magnus Hirschfeld
nach Noten

Am 21. März 1934 starb in Berlin Franz Schreker an den Folgen eines Schlaganfalls. Längst waren seine Werke aus den Spielplänen getilgt, als man ihn nochmals einer breiten Öffentlichkeit vorführte: 1938 als den „Magnus Hirschfeld unter den Opernkomponisten" in der Düsseldorfer Propagandaschau „Entartete Musik". Anläßlich des 75. Todestages Franz Schrekers soll im folgenden der Frage nachgegangen werden, warum unser kollektives Unbewußtes bis heute ein Unbehagen am seinerzeitigen „Messias der deutschen Oper" bewahrte. Einer der Schlüssel dazu liegt in der höchst heterogenen Rezeptionsgeschichte des Komponisten. Welche Rolle in dieser Geschichte die Sexualbilder des Antisemitismus, Geschlechtertheorien und der Wagnerismus spielten, erläutert KARSTEN BUJARA

Nicht Eros, sondern Sexus war der Antrieb seiner Musik, die die Erlösungssehnsucht des Wagnerschen Musikdramas in neuromantischer Symbolik zurechtfrisierte. Das neue Deutschland macht reinen Tisch und verzichtete auf die weitere Mitarbeit eines Musikers, der sich als Vertoner der Theorien eines Magnus Hirschfeld ausreichend für sein erzieherisches Amt ausgewiesen hatte." (Nekrolog in: *Die Musik* 27/1934 H. 7, S. 524) – Noch heute, 75 Jahre nach dem Tode Franz Schrekers, muß man aktuelle Aufführungen seiner Werke wie die Nadel im Heuhaufen suchen. Mal hier sein „Vorspiel zu einem Drama" oder das „Nachtstück" (eine Art Singleauskopplung aus Schrekers erster abendfüllender Oper „Der ferne Klang"), mal dort seine „Kammersymphonie", erst kürzlich sogar hochkarätig interpretiert von den Berliner Philharmonikern unter Simon Rattle im Rahmen des Berliner Musikfestes 2008. Ganz zu schweigen von seinen Opern, die den Dichterkomponisten berühmt machten. Schreker auf der Opernbühne ist noch heute eine Rarität! Es scheint so, als ob Schreker nach wie vor keinen Platz hat in der schönen Glamourwelt der Netrebkos und Villazóns, neben all den Titanen wie Mozart, Wagner, Strauss oder Verdi. Ach ja, natürlich, letztes Jahr feierten wir Puccinis 150. Geburtstag und 2009 müssen wir Felix Mendelssohn Bartholdys 200. Geburtstag sowie den 200. Todestag Joseph Haydns, des Komponisten der deutschen Nationalhymne, gebührend würdigen. Business as usual, Schreker kennt seit 1934 ohnehin kein Mensch mehr.

Dabei gehörte Schreker in den frühen 1920er Jahren zu den meistgespielten Opernkomponisten deutscher Sprache. „Der ferne Klang" (1912), „Die Gezeichneten" (1918) und „Der Schatzgräber" (1920), seine bekannteste Bühnenwerke, avancierten für eine kurze Zeit zu wahren Blockbustern des zeitgenössischen Musiktheaters. Die Aufführungszahlen überboten sich von Premiere zu Premiere. Immerhin, das sollte der neue „Messiah of German Opera" sein, wie 1919 der *Musical Courir* aus New York titelte. Und Paul Bekker, renommierter Musikpublizist und Kritiker der *Frankfurter Zeitung*, glaubte gar in Schreker endlich einen Komponisten entdeckt zu haben, der „als erster nach Wagner wieder musikalische und dramatisch vollblütige Opern geschaffen"[1] habe. Daß Schreker als Wagner-Nachfolger nicht nur dem begeisterten Publikum, sondern auch der nachfolgenden Komponistengeneration etwas mitzugeben hatte, verdeutlicht nicht zuletzt seine Berufung als Direktor der Staatlichen Hochschule für Musik Berlin im Jahr 1920.

Sexualpathologische Verirrungen

Warum aber konnte eine solche Persönlichkeit derart schnell von der Bildoberfläche und damit für viele Jahre aus dem Bewußtsein der deutschen Kulturnation verschwinden? Sofern man sich nach 1945 überhaupt wieder seiner erinnerte, wurden Bedenken geäußert, die den Komponisten als „typische Verfallserscheinung"[2] diskreditierten. Schreker wurde mit seinen „kolportagehaften, schwülerotischen Textbüchern" lediglich „propagandistisch gegen Richard Strauss ausgespielt und auf die Höhe Wagners gehoben".[3] Laut Mosers *Musiklexikon* waren Schrekers Bücher „sprachlich ungepflegt, die schwül-derbe Erotik in bangalische Lichter getaucht, eine primitiv raffinierte Pseudoromantik".[4] – Ganz zu schweigen von Adornos schwerwiegenden Aussagen aus den frühen sechziger Jahren, daß Schrekers Musik „exterritorial zu den Forderungen der Kultur" stehe, die „Schimäre eines spülend Lauen, Chaotischen wie aus dem häterischen Zeitalter",[5] was ihm auch „jenen Aspekt des Ohnmächtigen und Impotenten" verleihe. Der Komponist, dessen Musik der „Ichbildung" mißlänge und lediglich einer „pubertären Seelenlange entsprungen" sei, laufe schließlich „willentlich über zu dem, was jene [Kultur] anzufassen sich abgewöhnte und in den Vulgärbereich verbannte".[6]

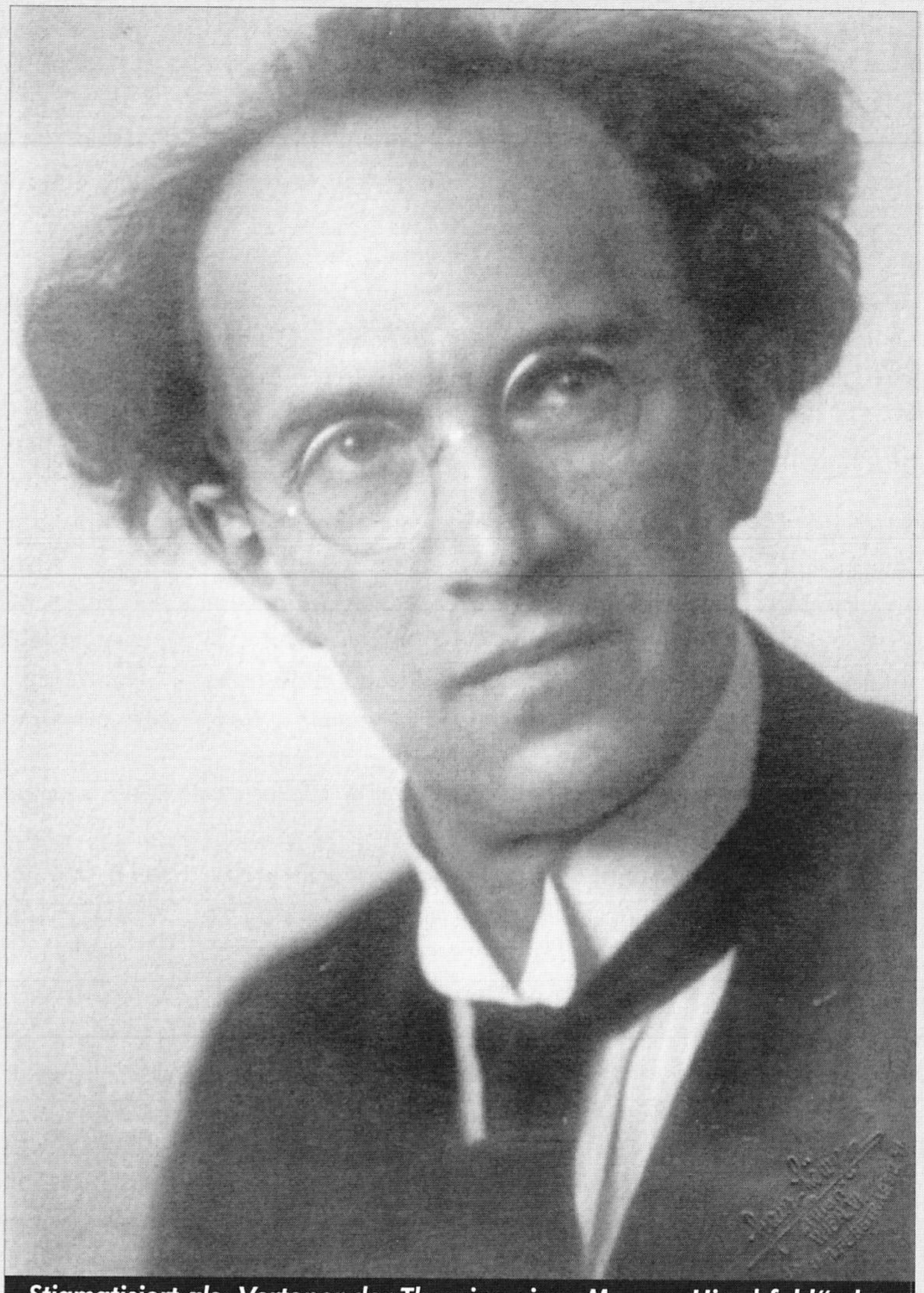
Erst ab 1978, zum 100. Geburtstag, erlebten Schrekers Opern mit der vielbeachteten Neuenfels-Inszenierung der „Gezeichneten" in Frankfurt am Main (1979) erstmals nach seinem Tod eine allmähliche Renaissance. In deren Umfeld fanden gleich zwei wissenschaftliche Symposien in Graz (1976) und in Berlin (1978) statt, die eigentlich zu einer grundlegenden Aufklärung in Sachen Schreker beitragen sollten. Doch selbst bis in die Gegenwart hinein scheint der Komponist nichts von seinem Mythos verloren zu haben. Anläßlich der österreichischen Erstaufführung (!) von Schrekers „Irrelohe" (1924) an der Wiener Volksoper im Herbst 2004 erschien eine ausführliche Kritik ausgerechnet in der konservativen Wiener Tageszeitung *Die Presse*. Der Rezensent moniert darin die „sexuellen Fixierungen und Besessenheiten aller Art" des Librettos.[7] Der Text ließe sich wie

Unser Autor,
Jahrgang 1979, studierte Musik-, Kultur- und Kommunikationswissenschaft sowie Germanistik in Berlin und Paris. Arbeitsschwerpunkte sind neben der Musikgeschichte der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus bzw. der Antisemitismusforschung die europäische Kulturgeschichte des 19./20. Jahrhunderts in Auseinandersetzung mit Geschlecht und Geschlechterverhältnissen. Er arbeitet als Wissenschaftsautor für diverse Opern- und Konzerthäuser und lebt in Berlin.

der „Versuch eines Frühpubertären" lesen, der in der Psychologiestunde nicht richtig aufgepaßt hätte. Und der musikalische Gehalt der Partitur sei so flach, als reihe einer alle weniger gelungenen Modulationsphasen einer Richard-Strauss-Tondichtung aneinander. „Das lehrt: Im Dritten Reich verboten gewesen zu sein, ist noch kein Qualitäts-Beweis."[8] Sogar der österreichische Rundfunk lancierte seine Live-übertragung mit „Vergewaltigung, Mord und krankhafter Triebhaftigkeit" auf Schloß Irrelohe.[9]

Genau diese Bilder prägten schon zu Schrekers Lebzeiten die äußerst heterogene Rezeptionsgeschichte seines kompositorischen Werkes, die viel über die diffusen Ängste, Wünsche und politischen Mentalitäten jenes „Katastrophenzeitalters" zwischen den Weltkriegen verrät. Denn insbesondere ein Teil der zeitgenössischen Kritik stellte Franz Schreker ins öffentliche Kreuzverhör, indem gerade jene übersteigerte Klangkoloristik seiner Partituren sowie die für damalige Verhältnisse anstößigen Sujets seiner Libretti in den Vordergrund gerückt und – aus deutschnationaler Richtung – mehr und mehr der politischen Instrumentalisierung einer Künstlerpersönlichkeit geopfert wurden.

Obwohl Schreker bereits Anfang der 1930er Jahre der nationalsozialistischen Kulturpolitik zum Opfer fiel – 1932 erfolgte seine Demission als Hochschuldirektor, 1933 mußte die Uraufführung seiner Oper „Christophorus" unter politischem Druck abgesetzt werden –, gelangte er nur noch einmal für wenige Tage ans Licht der Öffentlichkeit. Im Rahmen der ersten Reichsmusiktage 1938 gab es eine inoffizielle Zurschaustellung „Entarteter Musik" zu bestaunen. In der gleichnamigen Ausstellung enthüllte nämlich der Weimarer Staatsrat Dr. Hans Severus Ziegler als alleiniger Privatkurator dem staunenden Publikum die „Achse des Bösen" – ein diskriminierendes Panoptikum mit jüdischen und nichtjüdischen Komponisten, die die „deutsche Volksgemeinschaft" mit ihrer „entarteten Musik" zu zersetzen drohten. Neben Schönberg, Webern, Weill, Hindemith, Krenek, Klemperer und anderen findet sich hier auch jene Schautafel über „Zwei jüdische Vielschreiber" mit dem verfremdeten Konterfei Franz Schrekers und der wahnwitzigen Untertitelung: „Franz Schreker war der Magnus Hirschfeld unter den Opernkomponisten. Es gab keine sexual-pathologische Verirrung, die er nicht unter Musik gesetzt hätte."



Stigmatisiert als „Vertoner der Theorien eines Magnus Hirschfeld": der österreichische Komponist Franz Schreker, aufgenommen um 1920

Dabei war diese Idee eines „Magnus Hirschfeld unter den Opernkomponisten" gar nicht so neu. Vier Jahre zuvor hatte die Fachzeitschrift *Die Musik* im Nachruf auf Schreker von dem „Vertoner der Theorien eines Magnus Hirschfeld" geschrieben. Der Autor dieses Nachrufs bleibt für immer unbekannt. Ob sich Ziegler hierdurch für sein späteres Schreker-Verdikt inspirieren ließ oder gar selbst dafür verantwortlich zeichnete, bleibt fraglich. Die Wurzeln solcher politisch motivierten Rezeptionsprozesse reichen jedenfalls bis weit in die Weimarer Zeit zurück.

Pervers-mondäne Sexualität

Die damalige Musikpublizistik reagierte gleichwohl nicht nur euphorisch auf die steile Karriere des Opern-Newcomers – ganz im Gegenteil. Wurde Schreker einerseits als Idealbild eines neuen Opernzeitalters gefeiert, wurden seine Opern anderseits auch als billiges, krankhaft zersetzendes Machtwerk der Moderne diffamiert. Bekkers kleine, aber gewichtige Schreker-Studie von 1919 initiierte in den Folgejahren eine breite Palette an wirren Assoziationen, Reaktionen und antisemitischen Anfeindungen. „Schwüler Erotizismus", „triebhafte Obsessionen", „Perversitäten", „sexuell Abseitiges", „Häßliches" und so weiter waren dabei klischeehafte Beschreibungen seiner Libretti.

Außerdem hatte es der Jude Paul Bekker gewagt, einen anderen „Halbjuden" als einzig wahren Nachfolger Richard Wagners zu proklamieren. Nun war der Wagnerismus zu jener Zeit weitaus mehr als eine Kunstform neben vielen anderen. In deutschnationalen Kreisen hatten die (antisemitischen) Ideen des „Bayreuther Meisters" den Stellenwert einer Weltanschauung. Ihnen mußte Schrekers Inthronisierung geradezu als pure Blasphemie vorgekommen sein. So stellte Walter Niemann 1922 eindeutig klar, daß doch Schrekers „musikalische Armut" den Gedanken, Schreker als musikdramatisch ebenbürtigen Nachfolger Richard Wagners hinzustellen, als „absurd zurückweisen läßt".[10] Vielmehr seien seine Opern geprägt von der „perversmondänen Sexualität in Stoffen und Stimmungen" sowie von der „ungesunden und schwülen Sinnlichkeit seiner widerwärtig perversen und hysterischen Texte".

Was uns heute, abgesehen von der Musik, an Schrekers Libretti zunächst als skurril erscheinen mag, galt dem bürgerlichen Sittlichkeitsempfinden in den ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts als Vorhof zur Hölle. Grete aus dem „Fernen Klang", die von ihrem Geliebten schnöde verlassen wird und sich als Hure eines Edelbordells in Venedig verdingen muß; Carlotta, die krän-

Foto: Franz Löwy, Wien, © Société Internationale Franz Schreker, Paris

kelnde Malerin aus den „Gezeichneten", die als verführerisch-morbide Femme fatale ihre grausam herrschsüchtigen Seiten an den männlichen Protagonisten auslebt und am Ende Opfer einer berauschenden Sexorgie im mittelalterlichen Genua wird; oder auch Lisa aus Schrekers später Oper „Christophorus", die als das „süße, lockende, teuflische Weib" charakterisiert wird. Für Ernst Krenek, Schrekers ehemaligem Meisterschüler, waren vor allem diese weiblichen Hauptpersonen „unschuldige Drachen mit einem erschreckenden Appetit und einem bemerkenswerten Mangel an Hemmungen, weswegen sie den unwiderstehlichen Verführungskünsten dämonischer und schneidiger Baritone erlagen, die ihrerseits im Sog ihrer dunklen Leidenschaft tragisch und unrettbar zugrunde gingen". Schreker brachte das auf die Bühne, womit einst Frank Wedekind an der Zensurbehörde gescheitert war oder Richard Strauss' „Salome" moralisch zu kämpfen hatte.

Vor allem die Aufführungskritiken zu den „Gezeichneten" verdeutlichen die ungeheure Schockwirkung seiner skandalösen, erotisierten Bühnenwelt. Die ganze Oper sei nur „ein Schrei der Lust", die Zeit der Renaissance lediglich ein Vorwand, „verrenkte Formen von geschlechtlichen Liebesverhältnissen abzuwandeln". Ein anderer Autor bemängelte die „brennende Erotik", die „drängende, orgiastische Gier" sowie die „erotische Wucht" der „Gezeichneten". Selbst die Erstaufführungskritiken der Folgejahre sprechen noch von „Empfindungen aus der Sexualsphäre, mit lüsternen Bildern, mit Schändung, Mord und Wahnsinn", von „abstoßenden Schauervorgängen" und „krankhaftem Wühlen in Geschlechtlichkeiten" oder vom „Siedekessel geschlechtlicher Dränge". Mit dem „Erotomanen" Franz Schreker im engen Zusammenhang stand zugleich der komponierende „Sexualpsychologe": Mit den „Gezeichneten" behandle Schreker „Probleme der Sexualpsychologie", leuchte hinab „in die mystischen Abgründe der Seelen" und deute „höchst komplizierte, in dunklen Sexualregionen wurzelnde Seelenregungen" aus.

Sexualbilder und Geschlechtermetaphern

Diese sexualisierten Bilder übertrug man einfach auf Schrekers Musik. So liest man diesbezüglich seit der frühen Weimarer Zeit über „Orgien von Tonfarben und Farbtönen", vom „wesenlosen, unbestimmbaren Klinglalei", der „nebulosen Verschwommenheit, die das sensitiv Weiche seines Empfindens aufdeckt", von „erschlaffter Sinnlichkeit, die sich als Impotenz äußert", „erotisch durchglühte Morbidezza" oder vom „morbiden, nervenstrotzenden Ästheten". Schrekers Musik fröne dem dekadenten Lebensgefühl des Fin de siècle, gelte sie doch als Inbegriff einer „veräußerlichten und artistischen modernen Nerven-, Klang- und Stimmungskunst". Nervosität, Sinnlichkeit, Künstlichkeit. – Das sind zudem die Symptome einer verweichlichten, effeminierten sowie dem Verfall preisgegebenen Kultur.

„Schreker ist eine weibliche, weichliche Natur", schrieb Adolf Weißmann 1921 über die Berliner Erstaufführung der „Gezeichneten". Zahlreiche Autoren erklärten ihn zum sexualpathologischen Fall und „denunzierten" Schreker der Unmännlichkeit. Öffentliche Diffamierungen als undeutschen respektive jüdischen Komponisten einer „internationalen impotenten Richtung" taten ihr übriges. Den Antisemiten galt Schreker als Vertreter einer „entarteten Musik", der mit seinen „überspannten und perversen Opern" die „deutsche Volksseele" vergiftet.

Betrachtet man all diese Äußerungen genauer, so wird offensichtlich, daß innerhalb der Musikpublizistik ein bestimmtes pejoratives Schreker-Bild imaginiert wurde, das gerade in der Zuschreibung mit stereotypen diffamierenden Geschlechtermetaphern beziehungsweise Sexualbildern auf zahlreiche politische Diskurse zurückgreift, welche das mentale Klima in Deutschland um die Jahrhundertwende bestimmten. Dazu gehören nicht nur die anthropologischen Theorien über den jüdischen (pathologischen) Körper im rassistischen Antisemitismus, sondern auch die misogynen Geschlechterdebatten um Männlichkeit als Ausdruck einer tief greifenden Angst vor der Verweiblichung des Mannes und dem damit verbundenen kulturellen Untergang des Patriarchats. Außerdem stehen damit auch die öffentliche Diskussion um Homosexualität, die entstehende Sexualwissenschaft (Hirschfeld) sowie die Auseinandersetzung um das sogenannte „Deutsche in der Musik" im Zusammenhang. Schreker erscheint uns Nachgeborenen in dieser Hinsicht geradezu als Paradebeispiel für die bedeutungsstiftende Funktion von Geschlechterkonstruktionen in jenen politischen und ästhetischen Konzepten.

Auffallend ist, daß die Auseinandersetzung um die musikalische Avantgarde in Deutschland und Österreich im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts eine zweifellos geschlechtliche Codierung erfuhr, indem deren Vertreter bereits mit der Kastration gleichgesetzt wurden. Alfred Heuß, seit 1921 Schriftleiter der *Zeitschrift für Musik*, bezeichnete sie mal lapidar als „kastrierte Komponisten".[11] Sie galten mithin als defizitär beziehungsweise „unvollständiger Mann", ergo als verweiblicht. Hans Pfitzner sollte diesen damals durchaus geläufigen Topos mit seiner polemischen und vielgelesenen Schrift über „Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz" zu einer musikästhetischen Kategorie aufwerten.[12] Dabei fungiert einerseits die sexuelle Chiffre der „musikalischen Impotenz" als negativ konnotiertes Gegenbild zu der echten „Potenz", sprich: der musikalischen Schaffenskraft des kompositorischen „Genies" im Sinne männlicher Musik-Heroen. Potenz meint hier die Fähigkeit des Mannes als genialer Schöpfer. Diese Gleichsetzung von sexueller und schöpferischer Potenz ist schon im Genie- und Heroenkult des 19. Jahrhunderts verwurzelt.[13] So galt beispielsweise Ludwig van Beethoven immer wieder als „männlichster" und „heroischster" aller Komponisten, dessen Werken eine besondere maskuline Kraft zugesprochen wurde.

Nach dieser Genialitätsideologie gelten die „impotenten" Vertreter der musikalischen Avantgarde als unmännlich, unschöpferisch. Gleichzeitig artikuliert sich in diesem Diktum eine (tödliche) Bedrohung, nämlich die Kastrationsangst des männlich-heroischen Genius, seine männliche Potenz zu verlieren und somit zu verweiblichen. Hans Pfitzner betrachtete die „musikalische Impotenz" als das eigentlich Vernichtende für einen Komponisten. Deshalb wird die „musikalische Impotenz" der Neuen Musik auch mit einer Feminisierung ihrer Komponisten begründet. In einem Beitrag für die *Allgemeine Musik-Zeitung* aus dem Jahre 1921 heißt es etwa über „atonale Musik": „Eine krankhafte Empfindsamkeit und Weichlichkeit, wenn nicht sogar Weiblichkeit [...] spricht sich in solchen Werken aus, indem das schwankende Gefühlsmoment die fest umrissene Kontur weitaus überwuchert. [...] Den femininen Vertretern der Atonalität geht eben völlig der Sinn ab für die aus dessen [=Beethovens] Schöpfungen sprechende männliche Kraft und Gedrungenheit des Empfindungsausdruckes."[14]

Etwas Krankhaft-Weichliches, Molluskenhaftes, das Mißempfindung auslöst

Insbesondere in der zeitgenössischen Schreker-Rezeption spielt diese Vorstellung der Feminisierung beziehungsweise Impotenz eine ganz wesentliche Rolle. In seinen Partituren, zugespitzt wiederum in der Oper „Die Gezeichneten", glaubten die Kritiker

etwas „Weichliches", „Schwaches", „Weibliches" ausmachen zu können. In der „nebulosen Verschwommenheit, der Flächigkeit" des „orchestrophonen Bildes" der schrekerschen Partitur diagnostizierte Joachim Beck 1920 „das sensitiv Weiche seines Empfindens" sowie eine „erschlaffte Sinnlichkeit, die sich geschlechtlich als Impotenz" äußere.[15] Schreker hätte keine Kraft, statt dessen wäre seine physische Schwäche gerade das fermentierende Element seiner künstlerischen Eigenart. Müdigkeit und Inbrunst leuchteten aus den Seiten seiner Partitur hervor.

Auch der Kritiker Max Chop attestierte den „Gezeichneten" in den *Signalen für die Musikalische Welt* „etwas Krankhaft-Weichliches, Molluskenhaftes, das Mißempfindung auslöst [...] Ein ewiger Klingklang ohne Rückgrat und kräftige Muskulatur, wie sie der gesunde Körper braucht, um sich selbst zu tragen".[16] Adolf Weißmann schließlich, ein einflußreicher und gefürchteter Musikkritiker, schrieb für die Berliner Erstaufführung 1921 in der *B.Z. am Mittag* folgendes Diktum: „Schreker ist eine weibliche, weichliche Natur. [...] Ja, es fehlt der zuckende, doch männliche Rhythmus einer kraftvollen Persönlichkeit, der Bedingung des Aufbaus der Geschlossenheit ist."[17]

Alfred Heuß kolportierte 1921 in seinem Hetzartikel über die Leipziger Erstaufführung des „Schatzgräbers" eine Aussage des Dirigenten Arthur Nikisch, wonach diesem Schrekers Musik Übelkeit bereite, da sie keine Bässe aufweise.[18] Das „Oben" sei indes „jenes mit ebenso großem Raffinement wie auch geradezu beispielloser Einseitigkeit behandelte Orchester Schrekers, das von seinen Bewunderern wie ein Meerwunder angestaunt wird". Diejenigen allerdings, die das Wesen der Musik und der Operndramatik in anderen Dingen als in Schrekers wirren Orchesterklängen zu erblicken versuchten, erschiene diese Musik lediglich als „eine hochgeschminkte, abgetakelte Schöne [...], die einem mit ihrem ewigen Getue zunächst vielleicht reizt, dann aber auf die Nerven geht, hierauf langweilt und schließlich geradezu einschläfert".

Nun hat Schrekers Musik bei seinen Zeitgenossen offenbar eine gewisse Desorientierung beim Hören hervorgerufen. „Der ferne Klang" war schließlich nicht nur der lapidare Titel seiner ersten Oper, sondern die zentrale Chiffre für das tönende Korrelat seines künstlerischen Denkens. Klang avanciert zum ästhetischen Topos, zum Fetisch und zum integralen Medium für die theatralischen Visionen Schrekers, wie „glühende Bilder aus musikalischen Zauberreichen".[19] Dieser typische Schreker-Sound war ein raffinierter Illusionsklang. Eine betörende Chimäre aus übereinander geschichteten Klangflächen mit bis dahin nie gehörten Farbmixturen sowie harmonischen Schwebezuständen, die den Kontrapunkt und damit die Formgesetze einer funktionalen Harmonik zu leugnen schienen. Daß dies allerdings nicht ohne weiteres der Fall ist, zeigen Schrekers Partituren bei näherer Betrachtung. Dennoch wurde gerade dieser undefinierbare, atmosphärische Klang als Effemination, als Verweiblichung empfunden.

Andererseits benutzten Schrekers Kritiker diese Geschlechterbilder als Teil einer Diskriminierungsstrategie, während sie mit stereotypen Zuschreibungen des „Weiblichen" auf jene misogynen Geschlechterdiskurse des ausgehenden 19. Jahrhunderts zurückgriffen. Die Feminisierung in allen Gesellschaftsbereichen führte um die Jahrhundertwende zur virulenten männlichen Angst vor einer traumatisch-visionär erscheinenden „Feminisierung der Kultur", die einen Paradigmenwechsel in den traditionellen Geschlechtercodierungen und damit eine Krise der männlichen Identität nach sich zog. Dieser Prozeß wurde von zahlreichen Autoren – und ebenso in Kunst und Literatur – als kulturelle Gefahr respektive moralischer Verfall diagnostiziert. Die Feminisierung der Kultur avancierte zum phantasmatischen Leitmotiv für die gesellschaftspolitischen Veränderungen der Moderne; Thomas Mann sprach vom „femininen puerilen Zeitalter". Die Kritik an der bestehenden Kultur erfolgte hier im Zeichen des Weiblichen, denn im Weiblichen, das zum Geschlechtlichen beziehungsweise Sexuellen hypertrophiert wurde, offenbart sich die Quelle aller männlichen Ängste. Das weibliche Geschlecht, die weibliche Sexualität droht mit Erniedrigung, Verfall der dichotomen Geschlechterordnung, mit Kastration sowie mit einer vollkommenen „Entartung der Menschheit".[20]

Johann Jakob Bachofen hatte schon 1861 in seinem berühmten Hauptwerk „Das Mutterrecht" vor dem Einfluß der Versinnlichung und dem Zerfall des Patriarchats gewarnt. Ebenso hatte Richard von Krafft-Ebing 1886 in seiner „Psychopathia sexualis" das „Weib" als „abnorme Erscheinung" beschrieben und geschlußfolgert, die Verweiblichung des Mannes, der triebhaften Wesenhaftigkeit der Frau entsprechend, führe zur sexuellen Hörigkeit und damit zum Machtverlust des Mannes. Auch der Leipziger Arzt Norbert Grabowsky, der zwar von einer ontogenetischen Zweigeschlechtlichkeit des Menschen ausging, griff auf diese Patriarchatsphantasien (vor allem Bachofen) zurück und apostrophierte den Mann als höherwertiges Kulturwesen: „Das Weib stellt eine frühere Stufe der Entwicklung dar, als der Mann. Der Mann bedeutet also dem

„... vernünftige Wege für eine deutsche Musikpflege und für eine Musikerziehung zum Segen des Nachwuchses der Musikerschaft weisen": Seite aus dem Katalog zur Ausstellung „Entartete Musik", Düsseldorf 1938

Repro aus M. Haas / Ch. Hailey (Hg.): „Franz Schreker: Grenzgänge/Grenzklänge". Jüdisches Museum Wien 2004

Weibe gegenüber einen Fortschritt der Menschheit. Das Männliche ist eine Entwicklungsstufe, in der sich die wahre Idee, die wahre Bestimmung der Menschheit mehr ausprägt, als im Weiblichen."[21] Vergegenwärtigt man sich vor diesem Hintergrund die zeitgenössische Kritik an Franz Schreker, so erscheint der Komponist als Verkörperung all dieser Tendenzen, als Inkarnation par excellence einer durch und durch verweiblichten Kultur.

„Jud und Weib / Sind ein Leib"

Das Bild des verweiblichten Komponisten Franz Schreker sollte in den 1920er Jahren wiederholt aktiviert werden, und es verband sich schließlich mit den antisemitischen und sexuellen Polemiken, die sich gegen den „Juden" Schreker ebenso richteten wie gegen sein „perverses", „degeneriertes" Werk. Denn obwohl Schreker gar kein Jude war, wurde er für die Antisemiten (schon lange vor den Nationalsozialisten) zu *der* Gestalt jüdischen und undeutschen künstlerischen Schaffens.[22] Vom „lüsternen Erotomanen", den „sexuellen Perversitäten", mit denen er die „Volksseele" vergiftete, über Schrekers „weibliche, weichliche Natur", dem „Krankhaft-Weichlichen, Molluskenhaften", seine „erschlaffte Sinnlichkeit, die sich als Impotenz äußert", den „weichlichen, wesenlosen Klängen", bis hin zum „ungesunden schwül erotischem Milieu" seiner Opern: Dies alles sind diffamierende, stereotype Sexualbilder aus dem reichen Bilderkatalog des Antisemitismus, die den Kompositionen Franz Schrekers eingeschrieben wurden.

Gerade im 19. Jahrhundert spielten mit dem Aufkommen des biologistischen Rassenantisemitismus Sexualbilder eine entscheidende Rolle, indem immer mehr der Zusammenhang des weiblichen Körpers als Anomalie und des Juden als Fremdkörper in den Mittelpunkt rückte. Daß der Antisemitismus von Sexualbildern durchsetzt ist, liegt zudem allgemein im geschlechtlichen Bereich begründet, der sich generell für die Diffamation eignet. Für den „Arier" galt der Körper des Juden als „falsch", als „unecht", „pervers", „weiblich". Die Konnotation von Weiblichkeit, das heißt die Biologisierung des Körpers, diente ihm ferner zur Untermauerung der rassistischen Theorien von der anderen Beschaffenheit des jüdischen Körpers. Durch die Zuweisung weiblicher Elemente konnte eine angebliche physiologische Differenz zwischen „Arier" und Jude sichtbar gemacht werden.

Besonders in Otto Weiningers zutiefst antifeministischem Pamphlet „Geschlecht und Charakter" manifestiert sich eine antisemitische Überschreibung geschlechtlicher Codierungen, indem Weininger über die Analogiebildung zwischen dem „Weiblichen" und dem „Jüdischen" das tradierte antisemitische Stereotyp des „effeminierten Juden" erneut herleitet. Dem Juden werden jegliche angeblich weiblichen negativen Eigenschaften zugeschrieben. Für Weininger scheint das Judentum geradezu „durchtränkt von jener Weiblichkeit, deren Wesen einstweilen nur im Gegensatz zu allem Männlichen ohne Unterschied zu erforschen getrachtet wurde".[23] Dem Juden, so Weininger weiter, fehle wie dem „Weibe" die Persönlichkeit, er habe kein Ich und darum keinen Eigenwert. Außerdem wird der Jude zum Inbegriff des Wollüstigen, zum Prototyp des Erotomanen, der alle seine Energie nur in der Erotik abzureagieren weiß. Der Jude sei daher „stets lüsterner, geiler, wenn auch sexuell weniger potent als der arische Mann".[24] Weininger enthüllt uns hier zugleich Widersprüchlichkeit und Irrationalität der Sexualbilder im rassistischen Antisemitismus: Einerseits galt der Jude als „wollüstig„ und „geil" mit einem stark ausgeprägten Sexualtrieb, auf der anderen Seite wird er allerdings als unmännlich und impotent dargestellt. Seine kränklich schwache, verweiblichte, verweichlichte Konstitution; der Mangel an Bestimmtheit und Form; die „Seelenlosigkeit des absoluten Juden" (Weininger) – wir finden diese diffamierenden Sexualbilder auch in einem Großteil der zeitgenössischen Schreker-Kritik wieder.

Die Pathologisierung des jüdischen Körpers

Von zentraler Bedeutung erweist sich indes die Frage nach dem Ursprung und dem Sinn solcher Sexualbilder im Antisemitismus.[25] Gerade mit dem Bild des „effeminierten Juden" setzte Weininger eine seit Jahrhunderten bestehende antijüdische Tradition fort. Wesentliche Grundlage für diese Stereotypisierung war die Definition des männlichen, christlichen, „arischen" Ich über das Nicht-Ich, das „Andere". Denn die „Konstruktion des Anderen ist zugleich die Konstruktion des Selbst".[26] Das „Weibliche" und das „Jüdische" standen hierbei als „abgespaltene Imagines des Selbst" außerhalb des Normativen.[27] Beides waren funktionale Imaginationen einer Wirklichkeitskonstruktion, die als Abweichung von der gesellschaftlichen Norm begriffen und somit als potentielle Gefahr für die gesamte („arische") Gesellschaftsordnung betrachtet wurden.

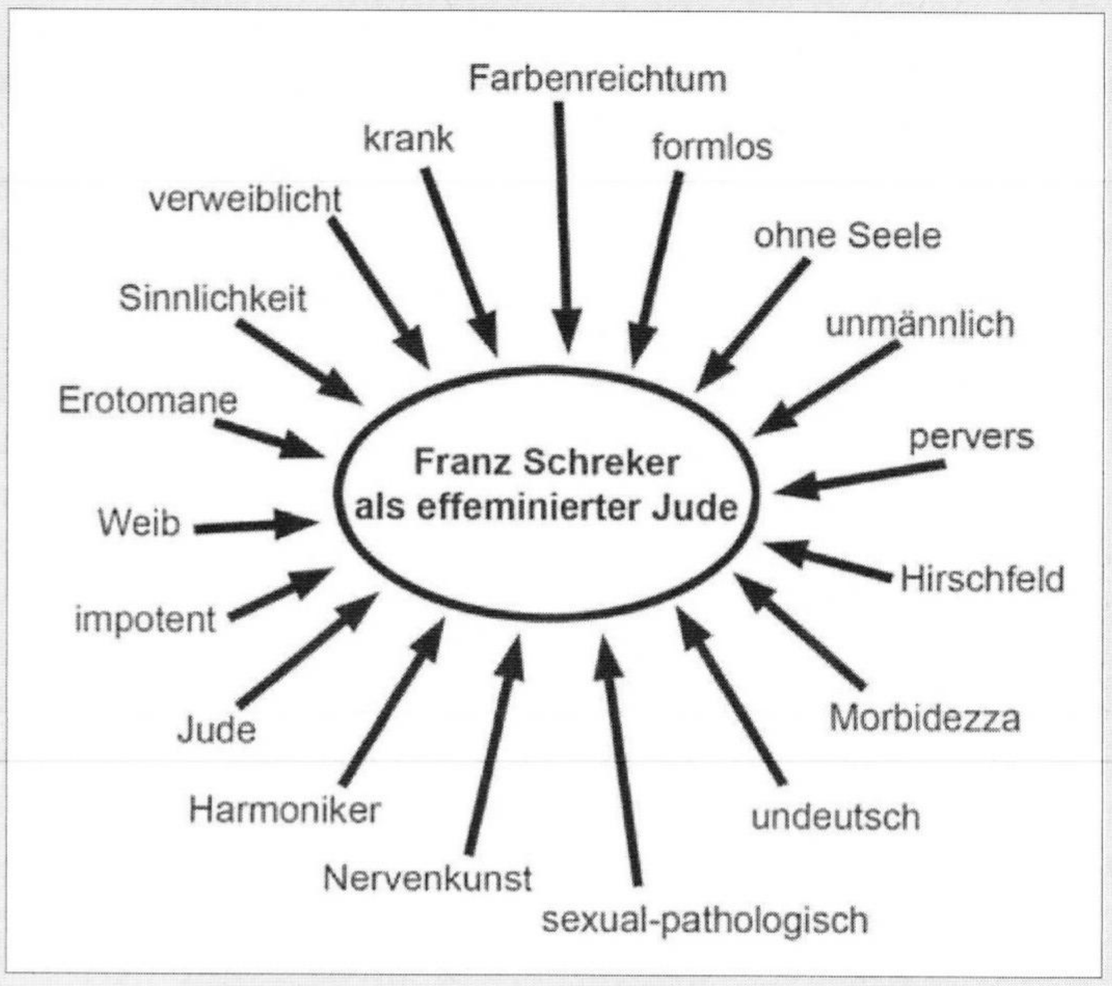
Wie gefährlich das „Andere" war, zeigen jene Krisendiskurse über die Frau und weibliche Sexualität. Neben dem Weiblichen galten im Antijudaismus und späteren Antisemitismus traditionell die Juden als exemplarische „Verkörperung" des „Anderen". Die Pathologisierung des weiblichen Körpers hatte zugleich die Pathologisierung des jüdischen Körpers mit sich gebracht.[28] Der Körper wurde zum Referenzpunkt der Andersartigkeit. Über das Konstrukt des „jüdischen Fremdkörpers" ließ sich so die Grenze zwischen dem kollektiven Selbst und dem kollektiven Anderen errichten. Am Juden wurden zahlreiche körperliche Merkmale benannt, die ihn von seiner Umwelt unterscheiden sollten.[29] Mit aufwendigen Kopf- und Körpervermessungen trugen Mediziner im 19. Jahrhundert zu einer anthropologischen Neudefinition „des Juden" bei.

Quellen / Anmerkungen

[1] Paul Bekker: Franz Schreker. Studie und Kritik der neuen Oper, Berlin 1919, S. 8.
[2] Karl Schönwolf: Konzertbuch. Orchestermusik, Bd. 2, Berlin 1960, S. 238.
[3] Hans Schnoor: Oper Operette Konzert. Ein praktisches Nachschlagebuch für Theater- und Konzertbesucher, für Rundfunkhörer und Schallplattenfreunde, Gütersloh 1955, S. 395.
[4] Hans Joachim Moser: Musiklexikon, Bd. 2, Hamburg 1955, S. 1133.
[5] Theodor W. Adorno: Schreker, in: ders.: Gesammelte Schriften, hrsg. von Rolf Tiedemann, Bd. 16, Frankfurt a. M. 1978, S. 368–381. Dabei handelt es sich ursprünglich um einen Radiovortrag von 1959 für den Hessischen Rundfunk, dessen Wortlaut 1963 als Aufsatz in der Sammlung „Quasi una Fantasia" publiziert wurde.
[6] Vgl. ausführlich bei Frank Harders-Wuthenow: Ferne Klänge aus dem hetärischen Zeitalter. Der nicht wahrgenommene Antifeminismus der Philosophie der Neuen Musik, in: Das Andere. Eine Spurensuche in der Musikgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, hrsg. von Annette Kreutziger-Herr, Frankfurt a. M. 1998, S. 75–92
[7] Vgl. Wilhelm Sonkovicz: Oper. Biedermann will selber brandstiften, in: *Die Presse* Wien, 18.10.2004.
[8] Ebd.
[9] Vgl. http://oe1.orf.at/inforadio/42651.html.
[10] Walter Niemann: Die Musik der Gegenwart, 18. bis 20. unveränderte Auflage, Berlin 1922, S. 254.
[11] Alfred Heuß: Aus dem Leipziger Musikleben, in: *Zeitschrift für Musik* 88 (1921), H. 23, S. 607.
[12] Vgl. Hans Pfitzner: Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz. Ein Verwesungssymptom?, München 1920.
[13] Vgl. Eckhard John: Musikbolschewismus. Die Politisierung der Musik in Deutschland 1918-1938, Stuttgart 1994, S. 72.
[14] P. Petschnig: Okkulte Musik, in: *Allgemeine Musikzeitung* 48 (1921), H. 5, S. 3.
[15] Vgl. Joachim Beck: Die Gezeichneten, in: *Musikblätter des Anbruch* 2 (1920), Nr. 1/2, S. 12–16.
[16] Vgl. Max Chop: Schrekers *Gezeichnete* an der Berliner Staatsoper, in: *Signale für die Musikalische Welt* 78 (1921), Nr. 2, S. 19–23.
[17] Adolf Weißmann: Die Gezeichneten. Franz Schreker in der Staatsoper, in: *B.Z. am Mittag*, 06.01.1921
[18] Alfred Heuß, Über Franz Schrekers Oper *Der Schatzgräber*, seine Geschäftspraxis, die Schreker-Presse und Anderes, in: *Zeitschrift für Musik* 88 (1921), Nr. 22, S. 567-570.
[19] Franz Schreker: Meine musikdramatische Idee, in: Frankfurter Theater-Almanach 1918/1919, Frankfurt am Main 1918, S. 11–12.
[20] Georg Fritz: Das Zeitalter der Verweiberung und Entartung, in: Geschlechtscharakter und Volkskraft. Grundpro-

Hauptsächliche Folge dieser Messungen an männlichen Juden war deren Definition als „weibliche Wesen". Untersuchungen in den 1870/80er Jahren hätten ergeben, daß Juden im Gegensatz zu nichtjüdischen Männern einen angeblich geringeren Brustumfang, einen fragileren Körperbau sowie eine unterdurchschnittliche Körpergröße aufweisen. Diese Körpermerkmale galten als Anzeichen einer schwachen, verweiblichten Konstitution. Der französische Historiker und Arzt Anatole Leroy-Beaulieu schrieb 1893: „Schwäche ist das, was dem Juden häufig eine etwas unmännliche Erscheinung gibt. [...] Der Jude ist klein, mager, schwächlich [...] sieht schmächtig und kränklich aus, blutleer und engbrüstig."[30] Auch Heinrich Singer statuierte 1904 in seiner „Allgemeinen und speziellen Krankheitslehre der Juden", daß „bei der Betrachtung des Körperbaus eine Annäherung des Juden an den weiblichen Typus nicht zu verkennen"[31] sei.

Neben physiologisch-anatomischen Merkmalen wurde eine besonders ausgeprägte Disposition *der Juden* zu Nervenkrankheiten wie Hysterie oder Neurasthenie als Beleg für deren Verweiblichung interpretiert, galten doch Nervenleiden bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts schlechthin als Frauenkrankheiten. Nach Emil Kraepelin sei die außerordentlich starke Nervenstörung der Juden „auf erbliche Entartung zurückzuführen".[32] Ähnlich äußerte sich auch Richard von Krafft-Ebing, der die beiden Begriffe „Jude" und „Neurastheniker" faktisch gleichsetzte und als Ursache neben der Endogamie auf den jüdischen Mystizismus verwies. Krafft-Ebing schlug zudem eine Brücke von dem nervösen Nervenleiden zur Sexualität des Juden, indem er behauptete, daß sich hinter dem religiösen Enthusiasmus der Juden häufig eine „abnorm gesteigerte Sinnlichkeit" verberge, die zu sexuellen Exzessen und in der Folge zu psychischen Erkrankungen führe.[33] Was hier zudem anklingt, ist die Begründung des stärkeren Sexualtriebs des Juden über die Neurasthenie. Der Schweizer Psychiater Otto Binswanger kennzeichnete die sexuelle Neurasthenie bei Juden durch „übermäßig geschlechtliche Erregbarkeit, die mangelhafte Geschlechtsempfindung, die Samenverluste, und die Impotenz".[34] Demnach waren die Juden mit einem stärkeren sexuellen Verlangen ausgestattet, galten als „wollüstig" und „geil".



Franz Schreker: Eine Gefahr für Deutschland

Bei Otto Weininger finden wir nicht nur jene fatale Sentenz über den „effeminierten Juden", sondern auch die über den verweiblichten Künstler: „Jenes Schwelgen in rein gefühlsmäßigen Anklängen, jener Verzicht auf Begrifflichkeit, jenes sich wiegen ohne Streben nach irgendeiner Tiefe charakterisiert den schillernden Stil so vieler moderner Schriftsteller und Maler als einen eminent weiblichen. Männliches Denken scheidet sich von allem weiblichem grundsätzlich durch das Bedürfnis nach sicheren Formen, und so ist auch jede Stimmungskunst immer notwendig eine formlose Kunst."[35]

Was Weininger hier in seinem Amalgam aus Antifeminismus und Antisemitismus formulierte, wurde rund zwanzig Jahre nach seinem Tode in der Tat einem Künstler zum Verhängnis. Es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis Weiningers Adepten mit den gleichen „Argumenten" Franz Schrekers Musik als „eminent weiblich" oder „formlose Stimmungskunst" zu entlarven trachteten. Es waren keine musikästhetischen Werturteile, sondern diffamierende Sexualbilder, die Schreker zur deutschen „vergeistigten und verinnerlichten musikalischen Seelen- und Herzenskunst"[36] abgrenzen und als „verweiblichten Juden" pathologisieren sollten. Diese Pathologisierung erfolgte seitens der zeitgenössischen Kritik über das Bild des „effeminierten Juden" als interdiskursives Element einer Diffamierungsstrategie, deren Schlüssel in den anthropologischen sowie medizinisch-psychiatrischen Debatten um die Jahrhundertwende zu finden ist. In einer Zeit, in der sich einerseits die Angst vor der „Feminisierung" der Gesellschaft und andererseits vor dem „zersetzenden Einfluß" der Juden zu einer kollektiven Neurose des männlichen „arischen" Ich radikalisierte, bot Schreker als Künstler jüdischer Abstammung für all diese diffusen männlichen Ängste eine ideale Angriffsfläche. Seine Kritiker und Gegner bedienten sich daher im Rückgriff auf jene misogynen sowie antisemitischen Diskurse eines kollektiven Bildgedächtnisses, um ihn mit stereotypen Zuschreibungen als „effeminierten Juden" zu stigmatisieren. >

bleme des Feminismus, hrsg. von E. F. W. Eberhard, Darmstadt und Leipzig 1930, S. 177.

[21] Norbert Grabowsky: Die mannweibliche Natur des Menschen mit Berücksichtigung des psychosexuellen Hermaphroditismus, Leipzig 1896, S. 8–12.

[22] Franz Schreker selbst wurde römisch-katholisch getauft. Seine Mutter war katholisch, der Vater noch vor ihrer Hochzeit vom Judentum zum Protestantismus konvertiert.

[23] Otto Weininger: Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung, Wien 1903, S. 409.

[24] Ebd., S. 417.

[25] Vgl. Christina von Braun: Zur Bedeutung der Sexualbilder im rassischen Antisemitismus, in: Jüdische Kultur und Weiblichkeit in der Moderne, hrsg. von Inge Stephan u.a., Köln 1994, S. 23–49.

[26] Eberhard Berg: Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation, Frankfurt a. M. 1993, S. 11.

[27] Vgl. Christina von Braun: „Der Jude" und „Das Weib". Zwei Stereotypen des „Anderen" in der Moderne, in: *Metis* 1 (1992), Nr. 2, S. 6–28.

[28] Vgl. Klaus Hödl: Die Pathologisierung des jüdischen Körpers. Antisemitismus, Geschlecht und Medizin im Fin de Siècle, Wien 1997.

[29] Bis Ende des 18. Jahrhunderts waren Juden infolge kulturell wie religiös bedingter Bräuche und Äußerlichkeiten (Kleidung, Kippa, Kaftan, Schläfenlocken etc.) erkennbar gewesen. Mit der Assimilation europäischer Juden drohte dies im 19. Jahrhundert verloren zu gehen. Um ihre Andersartigkeit wieder sichtbar zu machen als das Nicht-Ich, das dem christlich-„arischen" Ich Abgrenzung verschaffte, wurden fortan dem „jüdischen Körper" scheinbar normabweichende physiologische und psychologische Eigenschaften zugeschrieben. Damit nahm aber auch der „Volkskörper" der „arischen" Phantasie physiologische Züge an. Somit konnte im antisemitischen Diskurs eine physiologische Differenz zwischen dem (effeminierten) Juden und dem „Arier" sichtbar gemacht werden.

[30] Anatole Leroy-Beaulieu: Die Juden und des Antisemitismus, Wien 1893, S. 138–140.

[31] Heinrich Singer: Allgemeine und spezielle Krankheitslehre der Juden, Leipzig 1904, S. 9.

[32] Emil Kraepelin: Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte, Leipzig 51896, S. 106.

[33] Vgl. Richard von Krafft-Ebing: Lehrbuch der Psychiatrie, Bd. 1, Stuttgart 1879.

[34] Otto Binswanger: Die Hysterie, Wien 1904, S. 81.

[35] Weininger, Geschlecht und Charakter, S. 244.

[36] Walter Niemann: Die Musik seit Richard Wagner, Berlin 1913.

[37] Max Chop: Führer durch die Musikgeschichte. Eine gemeinverständliche Darstellung der Musikgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Berlin 1916, S. 213.

Grafik: Karsten Bujara

Schreker war als Jude die Verkörperung des „Anderen", das einer deutschen, männlichen Musik – wie sie etwa exemplarisch der „herbe, kraftvolle, zähe, dem Explosiven zuneigende Charakter"[37] Richard Wagners repräsentiere – gegenüberstand, für die Hans Pfitzner, Alfred Heuß, Max Chop, Hans Severus Ziegler und andere deutschnationale Autoren so sehr gekämpft haben. Da sie keineswegs dezidiert darlegen konnten, was denn nun konkret „Deutsche Musik" sei, mußte deren Definition vielmehr über die Definition des „Anderen" erfolgen. Ein „verweiblichter Schreker" stand außerhalb des Normativen, da das Männliche und „Arische" die Norm, hingegen das Weibliche sowie Jüdische die Devianz darstellte. Insofern wurde Schreker als Abweichung von der gesellschaftlichen Norm begriffen und als potenzielle Gefahr für Deutschland betrachtet. In den bedeutungsstarken Bildern der zeitgenössischen Schreker-Kritik spiegelt sich schließlich die imaginäre Angst vor dem Kontrollverlust über die vom „Selbst" geschaffenen Welt durch das „Andere" wieder. Der Antisemitismus beziehungsweise Nationalsozialismus suggerierte geradezu vermittels der Pathologisierung der jüdischen Körperlichkeit und Sexualität eine Bedrohung für die eigene „arische Rasse". Deshalb machte auch das „neue Deutschland reinen Tisch" mit einem Komponisten, der „sich als Vertoner der Theorien eines Magnus Hirschfeld" ausgewiesen hatte. Der Fall Schreker schien erledigt, bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

„Die Vision einer Oper"

Schreker selbst vermochte dennoch gegen Ende seines Lebens jene Diffamierungen, die in den 1920er Jahren eine schwere Schaffenskrise auslösten, für sich künstlerisch fruchtbar zu machen. In seiner vorletzten Oper „Christophorus oder 'Die Vision einer Oper'" versuchte sich Schreker schließlich die antisemitischen und sexuell-diffamatorischen Zuschreibungen „vom Leibe zu schreiben", indem er die Bilder vom „effeminierten" und „impotenten" Mann aufgreift und positiv umdeutet. Hier nimmt Schreker zweifelsohne Stellung zur geschlechtlichen Androgynie sowie Bisexualität des Menschen. Als Motto seiner Oper stellte er den 28. Vers aus dem „Tao Te King" von Laotse voran: „Wer seine männliche Kraft erkennt und dennoch in weiblicher Schwachheit weilt, der ist das Strombett der Welt." Grundlage für den Daoismus ist immer eine gegenseitige Abhängigkeit von polaren Kräften, die aus einer Einheit geboren werden und sich zur Einheit zurückfinden. Daher gibt es nichts Absolutes, denn das Gute bedingt und ergänzt das Nicht-Gute, die Schwäche das Starke, das Weiche das Harte und das Weibliche das Männliche. Weibliches und männliches Prinzip bilden für Laotse den Urgrund des Universums und kommen im Daoismus einem ethischen Prinzip am nächsten.

Der Protagonist der Oper, der Musikstudent Anselm, wird mit allen Attributen des effeminierten, verweichlichten Künstlers ausgestattet. Schreker beschreibt ihn in seinem Vorwort als einen „jungen, angehenden, etwas degeneriert und schwächlich geratenen, aber sehr begabten Künstler". Mit dieser Figur griff Schreker nun in der Tat Hirschfelds Theorie der „Zwischenstufen" auf, daß jeder Mensch sowohl die körperlichen als auch seelischen Merkmale des jeweils anderen Geschlechts besitze. Zugleich erreicht Schreker damit eine Position, die der Weiningers geradezu diametral entgegensteht. Weininger sollte sich bekanntlich vom Konzept der Bisexualität wieder verabschieden, da der Mensch letztendlich doch nur eines von beiden sei: entweder Mann oder Weib. Vielmehr galt es Weininger, die Weiblichkeit und das Jüdische in sich selbst zu überwinden. Erlösung konnte der nächste Religionsstifter und Messias des 20. Jahrhunderts, wie Weininger sich selbst sah, nur im Suizid finden, worauf sein Opfertod verweisen könnte.

Dem einstigen „Messias der deutschen Oper" dagegen gelang im „Christophorus" mit der kritischen Hinterfragung unserer historischen Geschlechterordnung, zumindest künstlerisch die Befreiung von den männlichen Identitätskrisen seiner Zeit. Nach dieser Auslegung müßten diesem Werk ebenfalls „prophetische" Eigenschaften beigemessen werden. Denn „Christophorus" scheint eine Entwicklung vorwegzunehmen, die sich auf gesellschaftlicher Ebene erst in den letzten Jahren des 20. Jahrhunderts vollzogen hat, nämlich die positive „Besetzung" einer Definition von Männlichkeit, die sich von traditionellen Männlichkeitsbildern verabschiedet hat und die „Potenz" in einer neuen „weichlichen Männlichkeit" verortet. Für die heutige Neubewertung des Komponisten ist gerade diese späte Oper von außerordentlicher Bedeutung. Daß sie jedoch erst 1978 posthum uraufgeführt wurde und bis heute weiterhin in Vergessenheit geblieben ist, gehört zu den fatalen Versäumnissen der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit, die jenes Schreker-Bild eines „verweiblichten Künstlers" der zwanziger Jahre keineswegs zu hinterfragen, geschweige denn grundlegend zu revidieren versuchte.

Jedes Volk braucht Lenkung, in jedem Sinne, auf allen Gebieten des Lebens."[1] Hans Severus Ziegler (1893-1978) schien diesem Leitgedanken der „völkischen Idee" offensichtlich sein ganzes Leben lang unbeirrbar treu geblieben zu sein, als er im Zuge der großen Sexwelle der 1960er Jahre – mittlerweile als Gymnasiallehrer pensioniert und im Bayreuther Dunstkreis Winifred Wagners heimisch geworden – mit zwei kleineren Publikationen[2] noch einmal das „arme Deutschland" über die „Fäulnis im heutigen Kultur- und Gesellschaftsleben" missionarisch-propagandistisch aufzuklären versuchte. Daß seinerzeit Sex zum Lebensinhalt wurde und pornographische Hefte voller „Schmutz und Schund" in jeder Bahnhofsbuchhandlung auslagen, mochte wahrlich nicht ins alte Weltbild des promovierten Germanisten passen. Gerade auf dem Sektor der Kunst beziehungsweise Musik, so Ziegler, hätte diese „katastrophale Entartung" die denkbar größte Verwirrung angerichtet. Besonders erschreckend: „Die Sex-Orgien aller Schattierungen aus den Jahren 1918 bis 1933, von scheußlicher Pseudomusik begleitet, sind seit 1945 noch frecher geworden."[3] Da hätte man doch dem damaligen Verteidigungsminister zu dem männlichen Nachwuchs der Wehrmacht nur gratulieren können, so sehr sei die Hysterie der Beatles-Begeisterung oder die Rauschverzückung bei den „allerletzten idiotischen Negertänzen" auch in Deutschland angewachsen.

Der Bankierssohn aus Eisenach zählte schon während der „Systemzeit" der Weimarer Jahre zu den prominenten Vordenkern der NS-Bewegung. Nach dem Studium (Germanistik, Geschichte, Philosophie und Kunstgeschichte) nach Weimar übersiedelt, wurde er dort zunächst Journalist und Theaterkritiker für verschiedene nationalkonservative Blätter und gründete 1924 die erste NS-Wochenzeitung *Der Völkische* (1925 umbenannt in *Der Nationalsozialist*).[4] Bereits im März 1925 trat er mit Nr. 1317 der noch jungen NSDAP bei, wurde bald darauf Stellvertreter des ersten Thüringischen NSDAP-Gauleiters sowie Reichsredner der Studentenschaft. Auf seinen Vorschlag hin erhielt die Partei-Nachwuchsorganisation den Namen „Hitler-Jugend". 1930 berief ihn Wilhelm Frick zum Referenten für Kultur- und Theaterwesen im Weimarer Volksbildungsministerium. In dieser Eigenschaft erließ Ziegler noch vor Hitlers Machtantritt den Erlaß „Wider die Negerkultur, für deutsches Volkstum" sowie „Kulturpolitische Richtlinien des 3. Reichs".

Ab 1933 öffnete ihm das neue Zeitalter weitere Türen. Schon im April jenes Jahres

Sex-Orgien, begleitet von Pseudomusik

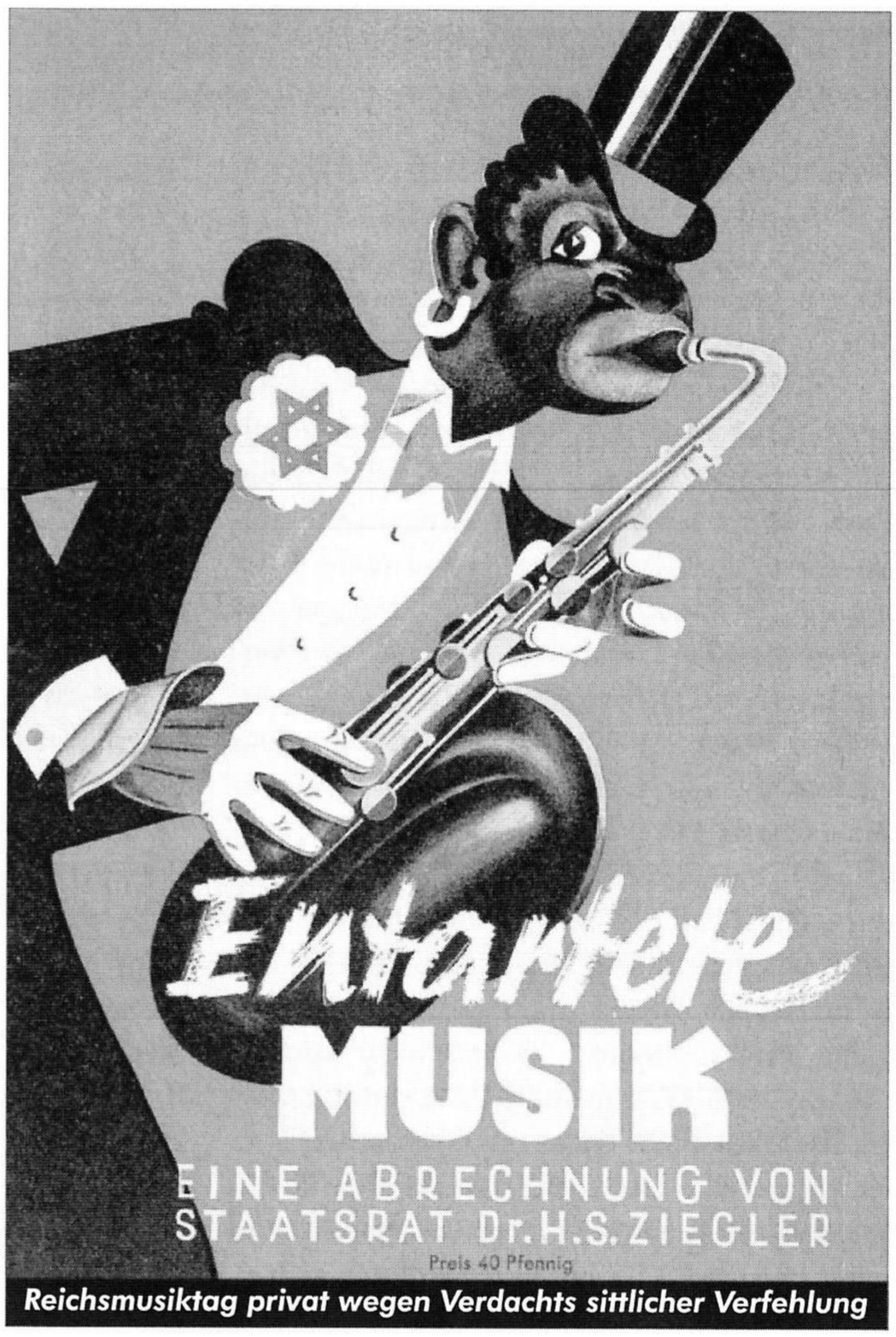
Der Mann, der den Komponisten Franz Schreker als den „Magnus Hirschfeld unter den Opernkomponisten" denunzierte, war nicht nur hoher Kulturfunktionär im „Tausendjährigen Reich" und auch nach dessen Ende überzeugter Nazi, sondern selbst mit dem §175 in Konflikt gekommen. Eine Personalie von KARSTEN BUJARA

avancierte Ziegler zum Chefdramaturgen des Deutschen Nationaltheaters in Weimar, dessen Generalintendanz er 1935 übernahm. Schließlich rundeten die Pöstchen eines Staatsrates im Thüringischen Kabinett (1935) und Reichskultursenators (1937) diese glanzvolle Nazi-Karriere ab.

Besser als mit einer solcher Schlüsselposition hätte man es im kulturellen Leben des „Führerstaates" kaum treffen können. Und dennoch offenbarte der ambitionierte Kader einen äußerst „anstößigen Makel": Kompromittierende Denunziationen veranlaßten die Weimarer Staatsanwaltschaft im Januar 1935, ein Ermittlungsverfahren wegen Verdachts des Verstoßes gegen §175 des RStGB einzuleiten. Ziegler wurde daraufhin von allen zivilen sowie politischen Ämtern beurlaubt. In seiner in der Fachwelt äußerst umstrittenen Thesenbiographie über Adolf Hitlers angebliche Homosexualität sucht der Bremer Historiker Lothar Machtan nachzuweisen, daß Ziegler als homosexueller Nationalsozialist „Hitler schwärmerisch verehrte, ja liebte, der gar nicht genug davon bekommen konnte, diesen Mann zu beobachten zu erfühlen und zu erfahren".[5] Jemand mußte allerdings im Hintergrund dieser Affäre schützend eingegriffen haben, denn bereits Anfang März wurden die Ermittlungen wieder eingestellt, da Ziegler strafbare Handlungen nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden konnten.

Der Verdacht der sittlichen Verfehlung blieb dennoch bestehen. Wer einmal bei den Nazis in Ungnade gefallen war, vermochte schwerlich wieder politisches und gesellschaftliches Oberland zu gewinnen. Um sich – zumindest öffentlich – von der „unglücklichen Veranlagung" loszusagen und die gnädige Schonung durch die NS-Funktionäre zu begleichen, ergriff Ziegler fortan jede Gelegenheit zur politischen Profilierung. Höchstwahrscheinlich sind in diesem persönlichen Debakel die eigentlichen Hintergründe dafür zu suchen, daß Ziegler ab Herbst 1937 aus reiner Privatinitiative heraus und an allen staatlichen Zuständigkeiten vorbei eine Ausstellung über „Entartete Musik" organisierte, die 1938 im Rahmen der ersten Reichsmusiktage in Düsseldorf gezeigt wurde.[6]

Ziegler wurde wegen seiner kulturpolitischen Aktivitäten im „Dritten Reich" nie zur Rechenschaft gezogen. Er selbst verlor ebenso kein Wort des Bedauerns. Im Gegenteil. In den bereits erwähnten späten Publikationen verteidigte er nochmals nachdrücklich seine damalige Ausstellung, die „vernünftige Wege für eine deutsche Musikpflege und für eine Musikerziehung zum Segen des Nachwuchses der Musikerschaft weisen wollte".[7] Nach verschiedenen Tätigkeiten als Privatlehrer und Leiter des privaten Essener „Kammerspiels" unterrichtete Ziegler bis 1962 am Inselgymnasium Wangerooge. Seine letzte Zuflucht fand er vereinsamt und mittellos als freischaffender Publizist – unter anderem für die *Deutschen Nachrichten* der neofaschistischen NPD – in der Bayreuther Parsifalstraße. Lediglich Winifred Wagner als alte Wegbegleiterin hatte Mitleid mit Ziegler wegen dessen prekärer finanzieller Lage und veranstaltete noch bis zu seinem Tode jährlich ein Geburtstagsfest mit anschließender Geldsammlung.[8]



Reichsmusiktag privat wegen Verdachts sittlicher Verfehlung

Repro: Gigi

Quellen / Anmerkungen

[1] Hans Severus Ziegler: Adolf Hitler aus dem Erleben dargestellt. Göttingen 1965, S. 221

[2] Ebd. sowie ebenfalls im rechtsextremistischen Umfeld erschienen H. S. Ziegler: Wer war Hitler? Beiträge zur Hitler-Forschung, Tübingen 1970

[3] Ziegler: Adolf Hitler, S. 224 f.

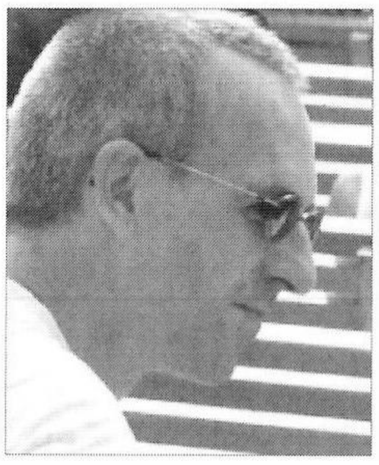
[4] Vgl. Eintrag über Ziegler in F. K. Prieberg: Handbuch Deutsche Musiker 1933-1945. CD-Rom hrsg. von Fred K. Prieberg, Version 1.2-3/2005, S. 7967-7975.

[5] Lothar Machtan: Hitlers Geheimnis. Das Doppelleben eines Diktators. Berlin 2001, S. 279; Machtans Arbeit bleibt weitestgehend fragwürdig, da bis heute keine seriösen, gesicherten Indizien gefunden wurden, die ein homosexuelles Leben Adolf Hitlers ernsthaft beweisen könnten. Vielmehr liefert Machtan zahlreiche zweifelhafte Enthüllungen, die für die zentrale These des Buches rein spekulativ interpretiert werden.

[6] Vgl. F. K. Prieberg: Gründe und Hintergründe einer Ausstellung, in: Dümling/Girth: „Entartete Musik". Zur Düsseldorfer Ausstellung von 1938. Eine kommentierte Rekonstruktion. Düsseldorf 1988, S. 196-199, sowie Albrecht Dümling: Unter Berufung auf Goethe, Wagner und Hitler. Hans Severus Ziegler und die ideologischen Wurzeln seiner Ausstellung „Entartete Musik", in: „Entartete Musik" 1938. Weimar und die Ambivalenz, hrsg. von Hanns-Werner Heister. Saabrücken 2001, Bd. 2, S. 496-516.

[7] Ziegler: Adolf Hitler, S. 244.

[8] Vgl. B. Hamann: Winifred Wagner oder Hitlers Bayreuth. München 2002, S. 590



Jens Dobler

Alles Schwuchteln

Warum es ganz gut wäre, wenn Homosexuellengeschichte besser von Homo- als von Heterosexuellen erforscht wird, bewies im Auftrag des Online-Rezensionsjournals *HSK* Norman Domeier.

Der gute Mann hatte sich das schwer lesbare Werk „Zwischen Duldungspolitik und Verbrechensbekämpfung. Homosexuellenverfolgung durch die Berliner Polizei von 1848-1933" (Verlag für Polizeiwissenschaft, Frankfurt/Main 2008) aus der Feder Jens Doblers vorgenommen. Die fehlende Stringenz des Buches hatte der Rezensent noch erkannt, dann aber kam es zu folgenschweren Mißverständnissen. Wohl aufgrund von Unkenntnis nahm Domeier an, das Gegenteil von „homophob" wäre „homophil". Folglich wurden die Berliner Polizeipräsidenten der Kaiserzeit allesamt zu verklemmten Schwuchteln, da er sie als „homophil" bezeichnete. Auch der redaktionelle Betreuer des Rezensionsjournals, Dirk van Laak, bemerkte nichts – Heteros sollten vielleicht eher Aspekte der Sexualgeschichte erforschen, die ihnen näher liegen, etwa den „Tod im Puff des 19. Jahrhunderts" oder „Die Kruppkanone als Penissymbol". Die Aneinanderreihung von Irrtümern und Fehleinschätzungen, bei der sich Autor und Rezensent nichts schenkten, kann online unter *http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2009-1-029* eingesehen werden.

Quote & Katharsis

Über „virtuelle Kinderpornographie" und fehlende Opfer grübelt derzeit die *tageszeitung (taz)*:

„Wenn Ermittler nach Kinderpornographie fahnden, stehen sie manchmal vor ungewöhnlichen Problemen ... Denn unter anderem mit leistungsfähigen Grafikkarten hat eine ganz neue Art des Mißbrauchs Einzug in die Computer gehalten: Kinderpornographie ohne Kinder ... Ein Mann aus Sydney hatte nicht autorisierte Simpsons-Comics aus dem Internet geladen, die unter anderem die drei Geschwister Bart, Maggie und Lisa bei sexuellen Handlungen zeigten." Der Vorwurf lautet nun nicht etwa Förderung von Inzest, sondern Besitz von Kinderpornographie. „Das Strafmaß des australischen New South Wales Supreme Court: 3.000 australische Dollar und eine zweijährige Bewährung. Den Berufungsantrag lehnte der Richter ab mit der Begründung, daß mit den Comics die Nachfrage nach Material, für das tatsächlich Kinder mißbraucht würden, gefördert werden könnte." – *Könnte*, nicht *werde*.

Schon 2008 seien mehrere Fälle verfolgt worden. Es stelle sich die Frage: „Ist das strafbar? Und wenn ja, nur die Verbreitung etwa des abgefilmten Materials, der Besitz oder schon das Steuern eines Kinder-Avatars? Schließlich ist davon auszugehen, daß auch bei den Kinder-Avataren in 'Second Life' Erwachsene (am) Bildschirm sitzen."

Noch unentschieden in der Beurteilung der Problematik ist die Fachwelt. Einige Therapeuten „begreifen die Darstellungen von fiktiven Kinderpornos als eine Art Anleitung für die Realität, mit der bei den Tätern ein Gewöhnungseffekt eintritt. Andere bescheinigen ihnen dagegen eine reinigende Wirkung, wonach das Betrachten der Bilder den Tatdrang mildert." – Die Annahme einer strafmildernd-kathartischen Wirkung ist im Sexualstrafrecht allerdings nicht sehr weit verbreitet.

Unterdessen beurteilen Experten die von der Bundesregierung geplante Blockade von Websites mit mutmaßlich kinderpornographischem Inhalt eher skeptisch. Wie Ricardo Remmert-Fontes vom Datenschutz-Aktionsbündnis „Freiheit statt Angst" am 14. Februar in der Tageszeitung *Neues Deutschland* erklärte, belegten Studien zum sexuellen Mißbrauch, „daß die Quote des Mißbrauchs, der ja der Produktion von kinderpornographischem Material vorausgeht, seit Einführung des Internet nicht gestiegen ist". Deswegen sei auch das Argument, die Verfügbarkeit von Kinderpornos im Netz senke die Hemmschwelle, nach Ansicht von Remmert-Fontes „nicht stichhaltig". Die Pläne der Bundesregierung wären „natürlich ein schwerer Eingriff ins Fernmeldegeheimnis". Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt ein – auffälligerweise unveröffentlichtes – Gutachten des Wissenschaftlichen Dienstes des Deutschen Bundestags. Das Projekt sei zudem technisch kaum umsetzbar.

(Vgl. hierzu „Verboten, aber nicht verfolgbar?" von Ingo Schmitt auf Seite 26 dieses Hefts.)

Terrorzellen

Der nordrhein-westfälische Landesverband der Strafvollzugsbeamten (BSBD) hat heftige Vorwürfe gegen die ehemalige rot-grüne Landesregierung erhoben. Der BSBD wirft dem früheren Justizminister Wolfgang Gerhards (SPD) vor, er habe „ganz offensichtlich" in seiner Amtszeit mehrere Fälle von schwerem Mißbrauch durch Mitgefangene vertuscht.

Es geht um vier Fälle aus den Jahren 2003 und 2004, die sich in den Haftanstalten Düsseldorf, Siegburg und Wuppertal ereigneten. Der nach Presseberichten schwerste Fall ereignete sich 2004 in Düsseldorf. „Dort wurde ein damals 15-Jähriger von einem Mitgefangenen gefoltert und zu Oral- und Analsex genötigt. Der entsprechende Vermerk wurde von Ex-Minister Gerhards gegengezeichnet." In einer Antwort der damaligen Düsseldorfer Landesregierung auf eine parlamentarische Anfrage der CDU sei der Vorfall 2005 zwar beiläufig erwähnt, der sexuelle Mißbrauch jedoch verschwiegen worden.

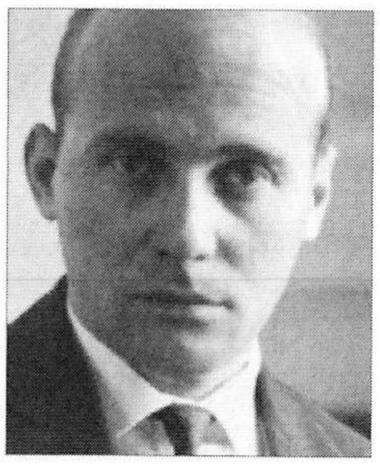
Der Ex-Minister sieht sich keiner Schuld bewußt. Die Vorfälle hätten „nicht annähernd" die Dimension des Foltermords in der JVA Siegburg im Jahr 2006 gehabt. Das Opfer war vor der Tötung ebenfalls sexuell gedemütigt worden.

Phantomatisch

Der im italienischen Exil lebende deutsche Komponist Hans Werner Henze wurde als Jugendlicher ohne sein Wissen der NSDAP beigetreten. Wie die Züricher *Weltwoche* im Februar unter Berufung auf Dokumente im Berliner Bundesarchiv berichtete, sei die Aufnahme des damals 17-Jährigen am 20. April 1944 – Hitlers Geburtstag – erfolgt. Der 82-jährige Henze sprach von einer „phantomatischen Mitgliedschaft".

Henze, der zu den bedeutendsten zeitgenössischen Komponisten zählt, hat sich in seinem Werk energisch mit den Verbrechen des deutschen Faschismus beschäftigt, so in seiner „Jüdischen Chronik" von 1966. Wegen Verfolgung durch den in der BRD in Nazifassung weitergeltenden Schwulenparagraphen 175 floh er in den 60ern nach Italien. In Westdeutschland galt er wegen seines politischen Engagements, etwa in der Kommunistischen Partei Italiens, als umstritten.

Beobachter vermuten, daß die Nachricht über seine NSDAP-Mitgliedschaft nicht zufällig lanciert wurde. Das Ruhrgebiet als Europäische Kulturhauptstadt 2010 plant, Henzes Werk im kommenden Jahr besonders zu würdigen.



Hans W. Henze (1960)

Rosa Kursverfall

„Kein Gäste, kein Geld: Rosa Ära geht zu Ende" schrieb die *Westdeutsche Zeitung (WZ)* am 2. Januar zum Ende des Düsseldorfer Homo-Zentrums Café Rosa Mond 30 Jahre nach seiner Gründung:

„Frustration, Wut und Trauer sind derzeit die vorherrschenden Gefühle von Birgit Appel. Sie ist die Geschäftsführerin der 'CRM 30 GmbH', die das traditionsreiche Café Rosa Mond betreibt ... 'Wir haben viel Zeit, Kraft und Tränen investiert. Trotzdem konnten wir das Café nicht retten', sagt Birgit Appel." Die Gründe seien zum Teil hausgemacht. Mit einem „völlig überzogenen Umbau" habe man sich übernommen. Aber auch die Community habe sich stark verändert. Der Kampf um Gleichberechtigung sei in den Hintergrund gerückt. „Die Zeit der Zentren ist vorbei. Auch die Konkurrenz unter den Clubs ist viel stärker geworden", zitiert die *WZ* die Geschäftsführerin.

Das Café Rosa Mond hatte nie städtische Fördermittel erhalten. „Jetzt stehen vier ehrenamtliche Vereinsmitglieder mit rund 60000 Euro im Minus. Sie wollten mit privatem Kapital das Café Rosa retten", so die *WZ*. Mit dem Verein stünden viele Gruppen auf der Straße, die sich dort trafen.

Angesichts der Pleiten von Homoprojekten sieht das Berliner Web-Portal *Ondamaris* „Zeichen des schleichenden Sterbens schwul-lesbischer Strukturen". Am 4. Februar hatte Odamaris die Schließung des „Oscar Wilde Bookshop" in New York gemeldet, des mit 41 Jahren ältesten Homo-Buchladens der Welt. „Die Luft scheint enger zu werden für ambitionierte Projekte schwuler und lesbischer Emanzipation. In Deutschland haben bereits viele der ursprünglich im Umfeld von Schwulenbewegungen entstandenen schwulen Buchläden schließen müssen. Mit Rosa Winkel ist ein Verlag geschlossen worden, der einst im Zentrum der Schwulenbewegung stand, ohne dessen engagiertes Verlagsprogramm viele Diskussionen anders, ärmer verlaufen wären", so *Ondamaris*.

Es sei zu hoffen, „daß das Sterben von Projekten (von Buchläden bis Schwulen- und Lesbenzentren), die mehr sein wollen als 'nur' gewinnorientierte kommerzielle Unternehmen, daß das zunehmende Ausdünnen von schwulen und lesbischen Infrastrukturen uns nicht irgendwann 'auf die Füße fällt'." (Vgl. auch „Überwintern. Warten auf bessere Zeiten", Seite 28 in diesem Heft.)

Redakteure auf dem Strich

„Nachdenken über Prostitution: Wie wäre es mit einem Verbot?" fragt *Die Welt* vom 16. Februar am Beispiel der Niederlande – und meint Deutschland. Rhetorisch fragt das Springer-Leitmedium: „Ist Legalisierung richtig?" Das Blatt weiß von Frauen und Mädchen, die von „Zuhältern und Freiern regelmäßig bedroht, verprügelt, vergewaltigt und terrorisiert" werden und berichtet überzwei deutsch-türkische Brüder, die „mehr als 100 Frauen zur Arbeit in Amsterdams Rotlichtviertel" zwangen. Die meisten dieser Frauen stammten laut *Welt* „aus durch Inzest, Alkoholmißbrauch und elterlichen Selbstmord geschädigten Familien" oder „osteuropäischen oder südostasiatischen Ländern. Als „Opfer von Menschenhändlern" auf „scheinbar ehrbare Arbeitsplatzangebote hereingefallen", wurden manche Mädchen „einfach von ihren Eltern verkauft", will das Blatt wissen.

Geradezu rührend sorgt sich *Die Welt* um die fehlende Sicherheit am Sexarbeitsplatz. „Laut einer im *American Journal of Epidemiology* veröffentlichten Studie liegt das durchschnittliche Todesalter von Prostituierten bei 34 Jahren. In den USA ist der Prozentsatz am Arbeitsplatz getöteter Prostituierter 51 Mal so hoch wie der der nächstgefährlichen weiblichen Beschäftigung (der Arbeit in Spirituosenhandlungen)." Fast die Hälfte der Anschaffenden habe „mindestens einen" Selbstmordversuch hinter sich.

Die Welt empfiehlt gegen Prostitution das schwedische Modell. „Laut einer Studie aus Kalifornien würde das Risiko öffentlicher Bloßstellung die meisten Sex kaufenden Männer abschrecken", so, wenn „die Polizei ihr Foto oder ihren Namen in der örtlichen Zeitung veröffentlichen könnte". Da würde *Die Welt* wohl gern mitmachen, die offenbar nie von homosexueller Prostitution gehört hat und meint, „es erfordert eine Vision echter Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern, um der Prostitution ein Ende zu bereiten." – So edel war selten ein Verbotsantrag formuliert! (Vgl. Schwerpunkt „Drei Kronen unterm Strich", *Gigi* Nr. 33)

Fotos: Jörg Enderlein; Rolf Unterberg/Bundesarchiv

Mottenkiste live

Am 9. Februar präsentierte der zum Staatskonzern SPD gehörende Think Tank Friedrich-Ebert-Stiftung in Berlin eine Podiumsdiskussion zum Thema Eingetragene Lebenspartnerschaft. Unter dem Titel „Nur Pflichten, keine Rechte?!“ lag nur noch das Niveau einer Debatte, die an Peinlichkeiten kaum Wünsche offen ließ. Im falschen Film sah sich LIZZIE PRICKEN

Bereits die Einladung ließ erahnen, daß sich die SPD im Superwahljahr auf der Jagd nach Wählern aus der „schwul-lesbischen Community“ befindet. „Die Einführung der Lebenspartnerschaft unter der rot-grünen Bundesregierung 2001 war ein großer Schritt in Richtung Anerkennung der Rechte gleichgeschlechtlicher Paare in Deutschland“, verlautbarte folgerichtig gleich zu Anfang die prominenteste Rednerin des Abends, Bundesjustizministerin Brigitte Zypries (Foto).

I have a dream

Als wäre das Gesagte längst Konsens, schwang sie im weiteren die Fahne ihrer zukünftigen Wunschregierung, die rot/grün oder ampelfarben leuchtet. Ihre zwanzigminütige Predigt verdeutlichte vor allem eins: Das Thema Sexualität soll weiterhin als rein legislative Angelegenheit „von oben“ geregelt werden. Denn obwohl „der Mikrozensus des Statistischen Bundesamtes 2007 rund 15.000 gleichgeschlechtliche Paare (verzeichnete), die in einer Lebenspartnerschaft leben“ (...), haben gleichgeschlechtliche Paare und Familien nach wie vor mit zahlreichen Benachteiligungen zu kämpfen.“ Daß ihnen diese Benachteiligungen überhaupt erst durch das von ihr so gepriesene Homo-Sondergesetz übergeholfen wurden, tangierte Frau Ministerin nicht im geringsten. Und selbst die Bände sprechende Quote von unter einem Prozent registrierwilligen Homosexuellen hinderte die Ressortchefin nicht, von Erfolgen zu fabulieren, womit sie ausdrücklich die – nach bald einem Jahrzehnt! – durchgesetzte Öffnung der meisten Standesämter für die Zeremonie meinte. Im Vergleich zu anderen Ländern liege Deutschland im „Mittelfeld“. Wahrscheinlich meinte sie damit vor allem den Vergleich zu Namibia und dem Iran.

Geradezu jubeln ließen Zypries vermeintlich „gute Entwicklungen“ hinsichtlich der vom Bundesrat im Dezember 2008 beschlossenen Erbschaftssteuerreform, auch wenn das Beamtenrecht des Bundes bezüglich der Hinterbliebenenrente im Vergleich mit jener für Angestellte leider noch nicht durchgesetzt wurde. Ein weiteres Hindernis sei das deutsche Adoptionsrecht von 1967, das eine Adoption ausschließlich verheirateten Paaren oder Einzelpersonen vorbehält. Zwar sei es letztes Jahr vom Europarat vereinheitlicht und auf homosexuelle Paare ausgedehnt worden, jedoch müsse die Regelung von der Bundesrepublik noch ratifiziert werden – was jedoch an den aktuellen Mehrheitsverhältnissen scheitere. Zwischenzeitlich bemühte sich ein vom Bundesjustizministerium finanziertes Forschungsprojekt herauszufinden, ob Kinder aus nicht-heterosexuellen Familien benachteiligt würden. Es gebe zwar Studien aus den USA, deren Ergebnisse nicht darauf hinwiesen, daß Kinder von Lesben und Schwulen automatisch selbst lesbisch und schwul würden, aber das wäre – natürlich – nicht eins zu eins übertragbar. Beinahe zu Tränen rührte der Traum der Ministerin vom „großen Wurf“, eine vollständige Gleichstellung mit heterosexuellen Ehepaaren zu erreichen. Dazu werde die SPD am 19. April den entsprechenden Gesetzesentwurf verabschieden. So lange aber die Verhältnisse im Land nicht die wären, die sie sein müßten, träumte sie weiter, gäbe es eben nur „die Politik der kleinen Schritte“. Frühestens in zehn Jahren sei daher mit einer allgemeinen Angleichung zu rechnen.

Desungeachtet sinnierte sie, was man alles machen würde, so man denn könnte – sprich: gewählt würde. Von der Ergänzung des Antidiskriminierungsgesetzes um die freie Partnerwahl bis zur Ergänzung von Artikel 6 des Grundgesetzes (er beinhaltet die Privilegierung der Bürgerlichen Ehe gegenüber allen anderen Lebensweisen) um das Lebenspartnerschaftgesetz. Zum Abschluß der blumigen Wahlkampfrede resümierte sie: „Am Ende werden sich die vielen kleinen Teile in ein schönes Puzzle zusammenfügen. Und wenn die Community auch weiterhin so engagiert ist, wird es schließlich gelingen.“ Die Community meldete per Redebeitrag eines Mitorganisators des Berliner Christopher Street Days prompt Vollzug: Dieses Jahr stehe mit Blick auf die Wahlen das Thema „Grundgesetz“ als Motto ganz oben. Zypries fordert ebenso prompt, die Schäfchen zu mobilisieren: „Der CSD weiß ja im Vergleich zu uns, wie man Kampagnen organisiert“.

FRIEDRICH EBERT STIFTUNG
Forum Politik und Gesellschaft
www.fes.de/forumpug

Upstairs-downstairs

Auch Prof. Dr. Nina Dethloff von der Universität Bonn schien das Hauptproblem aller Lesben und Schwulen in diesem Land erkannt zu haben: das ihnen verwehrte Adoptionsrecht beziehungsweise die künstliche Befruchtung. Irgendwie ja naheliegend für eine Direktorin des Instituts für Deutsches, Europäisches und Internationales Familienrecht. Spätestens an diesem Punkt der auf drei Stunden veranschlagten Veranstaltung sah sich die *Gigi*-Reporterin im falschen Film. Annonciert mit „Nur Pflichten, keine Rechte?!" ging es in der Diskussion fast ausschließlich um sogenannte Regenbogenfamilien. Ob es daran lag, daß auf der Bühne mehrheitlich gestandene Mütter debattierten oder solche, die es um jeden Preis werden wollten? Indirekt mußte sogar Frau Dr. Dethloff eingestehen, daß man erhebliche Probleme mit der internationalen Anerkennung der Eingetragenen Lebenspartnerschaft hat. Allein in Europa gebe es ein ständiges „upgrade-downgrade", so daß eine in Belgien oder Spanien geschlossene (gleichgeschlechtliche) Ehe in Deutschland de facto herabgestuft würde. Übersetzt heißt das: Wer seine/n ausländische/n Partner/in in einem dieser Länder heiratet und dann gemeinsam mit ihr/ihm nach Deutschland umzieht, verliert seine dortigen Rechte. Vor allem die Partner ziehen in Bezug auf die soziale Absicherung den Kürzeren. Als wäre dies nicht schon schlimm genug, haben sie nicht einmal einen Anspruch auf Entschädigung bei gewalttätigen Übergriffen – im Gegensatz zu leiblichen Verwandten des Lebenspartners.

Von Trans- und Intersexuellen war übrigens während der gesamten Debatte ebenso wenig die Rede wie von der steuerrechtlichen Gleichstellung amtlich erfaßter Homo-Paare. Seit Jahren um ihr fundamentales Recht gesetzlicher Gleichbehandlung geprellt, müssen sie weiterhin im Zweifelsfall ihre/n arbeitslose Partner/in durchfüttern, obwohl sie selbst von Arbeitsarmut betroffen sind – ohne daß ein Ende in Sicht ist.

Als veritable Büttenrede kam indes der Beitrag von Manfred Bruns daher, des Bundesanwalts am Bundesgerichtshof a. D., der als Sprecher des Lesben- und Schwulenverbandes in Deutschland (LSVD) ange(g)reist war. Offenbar die nahende Karnevalssaison ließ die rheinische Frohnatur munter aus dem Nähkästchen plaudern. Es sei ein bißchen absurd, daß die Hinterbliebenenrente für schwule Schornsteinfeger vom Parlament durchgewunken worden sei, während die von Beamten es nicht geschafft hätte. Anders als Zypries hat Bruns immerhin den entscheidenden Nachteil der „Politik der kleinen Schritte" erkannt: Man übersähe halt so einiges. Warum nur verschwieg er diese alte Wahrheit seinerzeit Volker Beck und den anderen Vortänzern vom LSVD, der maßgeblich für das jetzige Dilemma verantwortlich zu machen ist? Statt dies zu erklären, erging sich Bruns in Selbstbeweihräucherung. Man habe seit je um die offenen Posten des im August 2001 eingeführten Sondergesetzes gekämpft, und zwar „bis zur Vergasung". Erst als die (zufällig) namensverwandte Moderatorin, die Leiterin des Parlamentsbüros des Berliner *Tagesspiegels* Tissy Bruns, aus dem Publikum dazu aufgefordert wurde, korrigierte sie die rhetorische Glanzleistung der Pappnase in ein politisch korrektes „bis zum Abwinken". Darauf lächelte der Bundesanwalt a. D., der als Staatsanwalt selbst willig an Verurteilungen homosexueller Männer nach Paragraph 175 mitgewirkt hatte: „War nich so jemeint." – Tätä!

Das falsche Kreuz

Lediglich die aus Spanien stammende Maria do Mar Castro Varela rettete die Veranstaltung vor einem vollständigen Fiasko, indem sie darauf hinwies, es sei an der Zeit, überkommene politische Strukturen zu ersetzen. Von der Moderatorin wurde die Professorin an der Berliner Alice-Salomon-Fachhochschule mit den Worten vorgestellt: „Mit Rücksicht auf ihren langen Namen hat sie zu mir gesagt: Nennen Sie mich einfach Castro, das paßt schon." Castro berichtete von eigenen Erfahrungen. Man habe ihr an der Schule vorgeworfen, im Fragebogen das „falsche Kreuz" gemacht zu haben. Als sie darauf bestand, „verheiratet" zu sein, erkundigte sich die irritierte Sekretärin nach dem Namen ihres Mannes, da an der Stelle wohl irrtümlich ein Frauenname angegeben sei. Darauf die Professorin: „Ich kann ihnen garantieren, daß es sich tatsächlich um eine Frau handelt." Sie erzählte als Anekdote, daß in einem ihrer Seminare eine 24jährige Studentin auf die Frage: „Was ist queer?" geantwortet habe: „Das heißt, wir müssen den Schwulen und Lesben helfen." Empirisch gesehen sei es äußerst interessant zu beobachten, daß ein junger Mensch in Deutschland im letzten Vierteljahrhundert eben das ge-

Fotos: Gerald Hintze

wie es ist, zufrieden seien – und damit die glücklichsten Liebenden der Welt wären.

Daß man beim Filmen in Bars gebrochene Nasen und Schlimmeres riskiert, ist ein Märchen. Tatsächlich filmen Urlauber, die zum Teil Stammbesucher bestimmter Bars sind, relativ häufig, und auch vorübergehende Passanten richten regelmäßig Objektive auf die Prostituierten. Wer indes Lügen über Thais verbreiten will, hat zu Recht Angst vor Gegengewalt. So sucht auch nicht jeder zehnte Tourist nach Sex mit Kindern, denn wie sollte er fündig werden? Es gibt keinerlei Beweise, keine Umfragen des Filmteams.

Der (inzwischen verstorbene) Pater Brennan deutet an, daß es unter den an Kindern Interessierten viele gibt, die eine längere Beziehung und nicht „schnellen Sex" anstreben. Auch sie gingen aber irgendwann in ihre Heimat zurück und könnten sich nicht mehr so emotional um ein Kind kümmern, wie es das nötig hätte. Es ist bezeichnend, daß ausgerechnet der gemäßigte Pater Brennan nach über dreißig Jahren Einsatz für Straßenkinder, Waisen, Blinde, Taube, Alte und Behinderte kurz vor seinem Tod noch eine Schmutzkampagne der englischen Boulevardpresse erleben mußte, die ihn der gemeinsamen Sache mit reichen Pädophilen bezichtigte.[5]

Wenn die „Mole" von Pattaya weltweit bei „Päderasten" berühmt ist, sollte man im folgenden auch genauer von Sex mit Knaben reden; Päderasten stehen bekanntlich nicht auf Mädchen. Doch die Übertragung von beobachteten homosexuellen Aktivitäten auf die Welt junger Mädchen ist in vielen Berichten dieser Art üblich. Tatsächlich befinden sich jene Mole, jener Steg ganz in der Nähe der „Siren-Bar", eines Komplexes mehrerer kleiner Gevierte unterschiedlicher Betreiber, der in den 1990er Jahren zumindest *eine* kleine Bar beinhaltete, an der auch Jugendliche bedienten – überwiegend Jungen zwar, doch gelegentlich schenkten selbst minderjährige Mädchen (unter 18) aus. Da es jüngeren Teenies nicht möglich war, an der Bar selbst zu arbeiten, trieben sie sich häufig in Rufweite herum. Das jüngste weibliche Kind, das auch kurz im Film zu sehen ist und wie ein Junge aussah, soll allerdings, laut Angaben ortsansässiger Ex-Pats, von der Polizei erpreßt und zu ihren Gunsten eingesetzt worden sein, um mehrere Pädosexuelle ins Gefängnis zu bringen oder – was in der Mehrheit der Fälle geschehen sein dürfte – sich „freikaufen" zu lassen. Dabei soll das Kind eine bestimmte Absteige fürs Treffen vorgeschlagen haben, wo dann schon die Polizei auf den Touristen wartete beziehungsweise das Zimmer präpariert hatte, um Beweise sichern zu können. Dem Zuschauer werden solche Informationen vorenthalten. Er sieht nur eine Seite der Medaille und wird sich sagen: Es darf nicht sein, daß ein Kind sich nachts im Rotlichtviertel herumtreibt. Zwar bekommt so auch der Vorwurf, Polizisten würden als „Zwischenhändler" auftreten, eine scheinbar ganz andere Wendung. Tatsächlich habe ich aber auch schon einen Polizisten, der mit einer Barbesitzerin verheiratet war, nach seiner Tagesarbeit – und noch in Uniform – die Buchhaltung in der Bar seiner Frau machen sehen. Ausgerechnet an dieser Bar arbeitete eine 15-Jährige.[6] Doch warum „ausgerechnet"? Vielleicht fühlte sie sich an diesem Ort besser geschützt vor unkontrollierter Zuhälterei als anderswo.

Was sind „halbe Kinder, 13, 14 Jahre alt" in Mae Sai? Sind „ganze Kinder" dann 26, 28 Jahre alt? Gerade unter den verarmten ethnischen Minderheiten Thailands ist es üblich, daß Kinder die Familie durch Arbeit unterstützen, sei es in der Landwirtschaft, im Handwerk oder durch den Verkauf von Mitbringseln an Touristen. Die thailändische Gesellschaft fußt wesentlich darauf, daß Kinder oder doch zumindest Jugendliche früh lernen, für ihre Eltern zu sorgen – nicht umgekehrt, wie bei uns üblich. Da eine staatliche Altersversorgung fehlt, müßten viele Thais, die inzwischen eine durchschnittliche Lebenserwartung von etwa 70 Jahren haben, im Alter verhungern – wenn sie nicht Nachwuchs hätten, der sie unterstützt. Der Zusammenhalt thailändischer Familien ist, zumindest auf dem Land, keineswegs geringer, sondern offenbar deutlich stärker als in Industrienationen. Daß Eltern in ihren Kindern „eine Geldquelle" sehen, kann dies also nicht verhindern. Das sollte uns ein bißchen bescheidener mit unserem Anspruch umgehen lassen, eigene Ideale von Erziehung und Kindheit auf andere Völker zu übertragen.

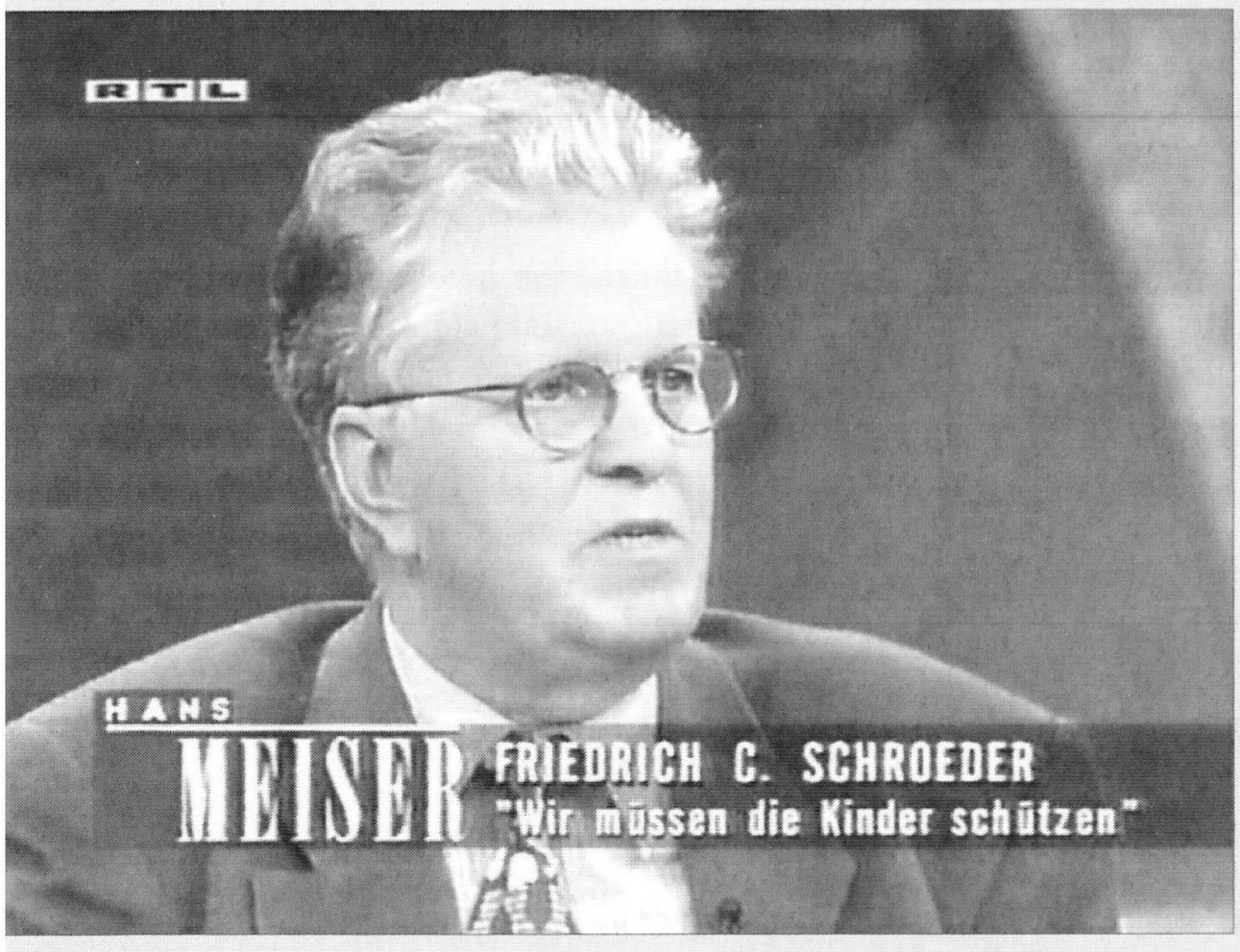
Warum wird das Wort „Fleischbeschau" im Off-Kommentar benutzt? Warum verwenden Filmemacher Worte vom Stammtisch? Weil sie suggerieren wollen, daß die Kunden Prostituierter das tun. Doch auf wie viele trifft das wirklich zu? In einer anderen Reportage mit dem Titel „Kinder in Manila" von Mads Wedderkopp *(Tele Studio Bremen,* Datum unbekannt) heißt es zu Bildern, die Rucksacktouristen beim Besuch eines abgelegenen Dorfes einer ethnischen Minderheit zeigen: „Das Phänomen ist noch nicht so weit verbreitet, aber wer will, der kriegt sie, die frischen kleinen Jungs, geführt von einem Zuhälter." Frische kleine Jungs? Da fragt man sich, ob Reporter und Redakteur der Sendung noch ganz frisch sind.[7]

Kinder als Ware. Minderjährige Sexsklaven in Asien (NDR, 1996). Von William Cobban, Elliott Halpern, Simcha Jakobivici

Im Internet wird ein *World Sex Guide* aufgerufen, eine Art Reiseführer für Sextouristen. „Am leichtesten ist diese 'heiße Ware' in armen Ländern wie Indien und Nepal zu finden", heißt es, und gemeint sind selbstverständlich Kinder. „Spezielle Dateien vermitteln genaue Adressen von Kinderbordellen in aller Welt."

In einem Rotlichtviertel Bombays sollen 60 Prozent der Prostituierten HIV-positiv sein. „Die höchsten Preise werden aber für Kinder bezahlt, von denen viele oft jünger als neun Jahre sind." Mit Schlägen, brennenden Zigaretten und Sodomie als Druckmittel würden die jungen Mädchen gefügig gemacht. „Oft dauert es zehn Jahre, bis die jungen Frauen den Anschaffungspreis abgearbeitet haben." Beim *Devadasi*-Fest würden arme Mädchen aus den unteren Kasten den Familien abgekauft und „den Göttern geweiht" – was bedeute, daß sie in der Prostitution enden. Zwar sei das Ritual verboten, lebe aber im Untergrund weiter.

Zuhälterinnen erzählen von ihren Methoden. Prostituierte zahlten Schmiergelder an die Polizei, monatlich 200-400 Rupien (zum



Vergleich wird angegeben, daß die Nahrung für ein Kind monatlich etwa 300 Rupien koste). Die Razzia in einem Bordell wird mit der Kamera begleitet. „Die befreiten Mädchen ... nach dreijähriger Gefangenschaft sehen sie zum ersten Mal wieder die Straße." Eines der „Mädchen" erzählt davon, wie sie eingesperrt waren, „einige wurden sogar ermordet".

Analyse: Von Kindern und Kinderbordellen ist die Rede – zu sehen bekommt man jedoch bestenfalls jugendliche Frauen. In dieser Beweisnot wird auf ein aussterbendes und inzwischen illegales Ritual verwiesen, das für viele Menschen zeitweise die einzige Chance bot, ihrer Armut zumindest etwas zu entfliehen. Am Ende ist wieder der Bogen von Sex mit Kindern zu Mord und Totschlag gespannt, wobei letzteres freilich wieder nur behauptet wird.

Akte 96/35 (Sat 1, August 1996) mit Ulrich Meyer

Zunächst wird ein TV-Spot des Vereins „Dunkelziffer" gezeigt. Dann sind männliche Jugendliche bei einer Pornoproduktion in Tschechien zu sehen. Hernach Fotos, auf einem davon krault ein nacktes Mädchen den Bauch eines Mannes, auf dem anderen sitzt ein nacktes Mädchen auf dem Gesicht eines Mannes und lacht dabei. In einer Filmszene ist ein nacktes Mädchen zu sehen, wie es vor einem nackten Jungen kriecht. Es werden Fälle sexuellen Mißbrauchs erwähnt, einer mit 14- und 15jährigen Jungen, einer mit Meßdienern und der des Deutschen Konrad J., der auf den Philippinen mit einem 17jährigen Jungen in seinem Hotelzimmer überrascht und gefilmt wurde.[8] Angeblich soll er dreizehn Jungen mißbraucht haben. Es sind Jugendliche zu sehen, die mit dem Finger auf ihn deuten, sich selbst aber dabei wegdrehen, um nicht erkannt zu werden.[9] Es heißt: „Im Ausland vergreifen sich zehntausend deutsche Männer jedes Jahr an kleinen Kindern. So wie Thomas B. aus Iserlohn und sein Freund Lennart. Sie sollen Kinder für Pornofilme benutzt haben." Ein Urlaubsfoto zeigt die beiden inmitten lachender Kinder. Sie sollen im Januar 1996 mit einem neun- und einem 14jährigen Mädchen in ihrem Hotelzimmer ertappt worden sein. Pia, die Neunjährige, erzählt: „Er wollte immer wieder Fotos von mir machen. Dann mußte ich ihn anfassen. Als ich dann an Füßen und Armen festgebunden war, hab ich mich nicht mehr gewehrt." Thomas B. soll gegen eine Kaution von dreitausend Mark freigelassen worden und über Malaysia nach Deutschland geflohen sein.

Die Staatsanwaltschaft Hagen erhält von den philippinischen Behörden eine Anzeige, der zuständige Staatsanwalt Rudolf Kurz erkennt für einen dringenden Haftbefehl keinen Grund.

Im Studio kommt Barbara Kavemann zu Wort. Die Soziologin spricht davon, daß der Anteil weiblicher Straftäter im Bereich des sexuellen Mißbrauchs bei zehn bis zwölf Prozent liege. Frauen könnten leichter Kontakte zu Kindern finden, ihr Gewaltspektrum sei dem der Männer ähnlich. Dr. Kavemann sagt ebenfalls: „Frauen können sehr gut verheimlichen. Frauen mißbrauchen auch nicht in der Öffentlichkeit."

Analyse: Zu Beginn der Sendung fällt der Satz: „Ein Tag vor Stockholm." Damit ist der im August 1996 abgehaltene Weltkongreß gegen den sexuellen Mißbrauch von Kindern gemeint. Die Sendung will also in den Tenor des Kongresses einstimmen.

Die gezeigten Filmausschnitte, in denen kleine Mädchen vorkommen, zeigen keinen Sex. Auch der vorgeführte deutsche Tourist auf den Philippinen hatte nach deutscher Rechtsauffassung offenbar keinen Sex mit Kindern. Bereits 1994 wurde die Strafbarkeit homosexueller Handlungen zumindest formal abgeschafft; der §175 ging in einem „allgemeinen Jugendschutz-Paragraphen" auf. Laut jenem §182 StGB stehen nur noch gewisse Delikte zwischen einem Erwachsenen und einer „Person unter 16 Jahren" unter Strafe. Kein Wort davon in der Sendung. Vielmehr wird wie selbstverständlich impliziert, daß sogar 17-Jährige noch Kinder seien und vor jedem sexuellen Anspruch geschützt werden müßten. Die Schutzaltersgrenzen variieren jedoch von Land zu Land. Hier wird also einmal nicht der deutsche Maßstab, sondern der eines anderen (überwiegend katholischen, aber auch muslimischen) Landes angelegt, um einen sexuellen Kontakt zu diffamieren. Denn nur auf den Philippinen, nicht aber in Deutschland waren die Handlungen von Konrad J. strafbar.

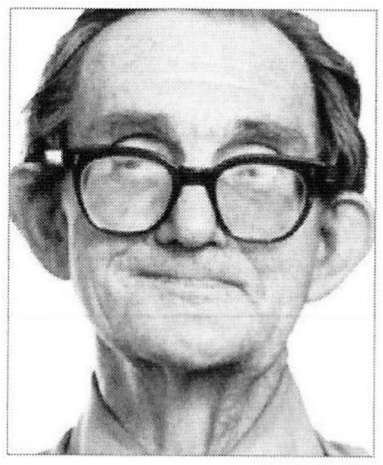
Die neunjährige philippinische Zeugin Pia wird in den Folgejahren noch oft im deutschen TV zu sehen sein. 2003, sieben Jahre später, ist sie freilich – laut einem Artikel der katholischen Hilfsorganisation „Missio" – bereits 19 Jahre alt.[10] Sie ist Aushängeschild der 1974 vom irischen Missionar Shay Cullen im Kampf gegen sexuellen Mißbrauch und Kinderprostitution auf den Philippinen gegründeten Organisation *PREDA.* Pater Cullen war es auch, der Pia vor ein deutsches Gericht in Hagen begleitete, damit Thomas B. verurteilt werden konnte. Noch im Jahr 2003 sitzen Pia und Cullen gemeinsam in der ZDF-Talkshow „Kerner", wo Cullen den Fall abermals aufrollt und den damals Angeklagten mit vollem Namen nennt.

Immerhin wird in „Akte 96/35" erstmals eine deutliche Beteiligung von Frauen an sexuellen Übergriffen auf Kinder eingeräumt, wie sie so in den Kriminalstatistiken nicht erkennbar wird, wo fast alle Täter männlich sind. Zudem wird explizit gesagt, daß Gewalt keine männliche Domäne ist und Frauen ihre sexuellen Kontakte zu Kindern besser verschleiern können als Männer.

Screenshots: Gigi

Quellen / Anmerkungen

[1] Andrea Clemens unter www.thieme.de
[2] Gefunden unter www.cdu.de
[3] Siehe Rudolf Egg: Kriminalität mit sexuellem Hintergrund. In: *Sicherheit und Kriminalität* (01/2003).
[4] Siehe www.durex.com
[5] Siehe www.pattayamail.com (Ausgabe 5/93).
[6] Laut ihrem Personalausweis (der ID-Karte, die Thais ab 15 Jahren mit sich führen sollten).
[7] Im übrigen taucht hier die gleiche Josei auf, die auch in „Wir Kinder von Manila" zu sehen ist. Offenbar gibt es doch nicht so viele Kinderprostituierte wie angenommen, wenn immer wieder die gleichen in den Reportagen zu sehen sind.
[8] In einem anderen Bericht zu diesem Vorfall wird der konsterniert wirkende Konrad J. vor laufenden Kameras auf den Vorwurf, ein Kinderschänder zu sein, unter Hinweis auf den 17-Jährigen erwidern, daß diese Jungen doch keine Kinder mehr seien. Nach bisherigem deutschem Strafrecht liegt er damit völlig richtig.
[9] Eine auch in Thailand verbreitete Methode, Tatverdächtige, insbesondere Ausländer, bereits *vor* ihrer Verhandlung bloßzustellen.
[10] „Ehemaliges Straßenmädchen ruft philippinische Präsidentin zu Schritten gegen Sexindustrie auf." Artikel von Wolfgang Rollik, gefunden unter www.missio-aachen.de.



Paul Wulf

Rechtsnachfolger in Aktion

Im westfälischen Münster gehen die Aktivitäten zum Erhalt der Paul-Wulf-Skulptur weiter (vgl. „Nonnen und Nazis. Kinderhöllen", *Gigi* Nr. 52, November/Dezember 2007).

Rückblende: Die von der Künstlerin Silke Wagner geschaffene Skulptur zum Gedenken an den 1938 nach dem „Erbgesundheitsgesetz" Zwangssterilisierten und erst 1979 vom Rechtsnachfolger des „Dritten Reiches" als NS-Opfer Anerkannten avancierte während der vierten Münsteraner Skulpturenschau im Sommer 2007 zum erklärten Liebling der Münsteraner und Publikumsmagneten; sie schaffte es sogar bis auf die Titelseite der *International Herald Tribune*. Aussage und Gestaltung gefielen im konservativen Lager jedoch wenig, und so votierte die CDU/FDP-Ratsmehrheit im Oktober 2007 überraschend gegen eine Empfehlung der städtischen Kunstkommission. Diese hatte zuvor für einen Verbleib der Statue in Münster gestimmt. Im November 2007 machte die Bezirksvertretung Mitte in Münster mit den Stimmen von SPD, Grünen und Unabhängigen dem Treiben energisch ein Ende und sicherte den Verbleib der Skulptur im öffentlichen Raum. Bis zur Klärung der noch offenen finanziellen Fragen für Aufstellung und Pflege bleibt die Skulptur allerdings eingelagert.

„Ich hoffe, daß wir die Skulptur spätestens im übernächsten Jahr wieder aufstellen können. Das halte ich für realistisch", bewertet Dr. Bernd Drüke vom Freundeskreis Paul Wulf die momentane Situation. Wichtig sei allerdings, die Skulptur nicht als bloßes Denkmal für Paul Wulf zu bewerben. Vielmehr könne Wulf als ein exemplarisches Beispiel für eine immer noch verdrängte „Geschichte von unten" stehen. Das bisherige Spendenaufkommen von mehr als 5.000 Euro sei schon beachtlich. Um das Spendensäckel weiter zu füllen, ist unter anderem an eine Gala im Münsteraner Stadttheater mit Götz Alsmann, dem Wilsberg-Krimi-Team und anderen Promis gedacht. Die begleitende Arbeit auf lokalpolitischer Ebene muß für Drüke indes „parteiübergreifend gemacht werden". In diesem Sinne wurden alle Ratsparteien einschließlich CDU und FDP gezielt angesprochen, während die rot-grün-orangene Mehrheit in der Bezirksvertretung Mitte weiterhin den rechtlichen Rahmen sichert. Daneben wird in Kürze ein Bürgerantrag an den Rat aus dem Freundeskreis heraus für die gewünschte Problemschärfung in der Bürgerschaft sorgen. Freundeskreis und Unterstützer sind zuversichtlich, im Herbst die entscheidenden Schritte zur Wiederaufstellung der Skulptur geschafft zu haben.

Farbfernsehen!

Eigenwerbung fürs Schwulen-TV *Timm* hievte unlängst die *Leipziger Volkszeitung* ins Blatt:

„Der frei empfangbare Kanal will anspruchsvolle Unterhaltung ... Mit Eigenformaten wie 'Timmousine' (Nachttalk im Taxi), 'Upgrade' (Reisemagazin), 'Homecheck' (Datingformat) oder dem täglichen Abendmagazin 'Timmtoday' sollen Entertainment und Service verbunden werden ... An der Deutschen (!) Fernsehwerke GmbH, die den Sender betreibt, sind die Verlagsgesellschaft Madsack (*Hannoversche Allgemeine Zeitung, Leipziger Volkszeitung*), die IBB Beteiligungs-Gesellschaft und die TV-Produktionsgesellschaft South & Browse beteiligt."

Das „rosarote Farbfernsehen" begutachtete auch *Die Zeit*: „Huuch möchte man ausrufen, Deutschland hat seinen ersten Fernsehsender für Schwule ... Man ... wird überrascht, allerdings nicht eben angenehm. Das Niveau von *Timm TV* unterbietet selbst das von RTL, Super RTL und RTL II. *Timm* ist so glitschig, daß man nur hoffen kann, daß seine Macher auf ihm nicht ausrutschen." *Timm TV* habe „mehr Vorschau als Programm" und kaum drei von zehn Sendungen seien selbst produziert. „Ansonsten werden Serien durchs Programm genudelt. *Timm TV* wehrt sich nicht gegen Klischees, es bedient sie. Das Programm wirft keine Fragen auf, sondern gibt nur Antworten."

Heilige Familie

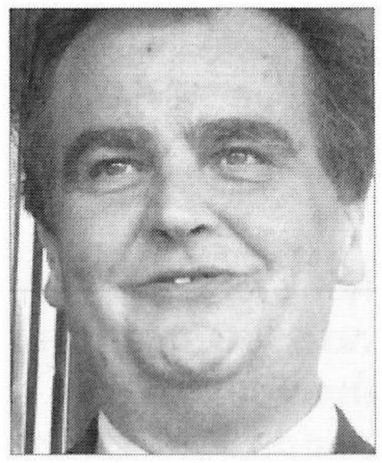
Die Familie stellt nach Ansicht von Zukunftsforschern die neue Glaubensgemeinschaft der Deutschen dar. An sinnstiftender Bedeutung verloren hingegen habe die Religion, beruft sich *dpa* auf eine Untersuchung der BAT Stiftung für Zukunftsfragen in Hamburg. Demnach empfinden drei Viertel der Deutschen (71 Prozent) die eigene Familie als „die" Glaubensgemeinschaft. Nur zehn Prozent dagegen die Kirche. Nur 24 Prozent betrachten Religion als wichtigen Teil der Lebensqualität. Damit stellt Deutschland im europäischen Religionsvergleich das Schlußlicht dar. In Italien sind es mit 48 Prozent doppelt so viele. Allerdings gehen sonntags nach wie vor mehr Menschen in die Kirche (etwa 5 Millionen) als ins Fußballstadion (etwa 0,7 Millionen).

„Die Menschen können nicht anders, als im Leben an etwas Unangreifbares zu glauben, um den Halt und den Sinn des Lebens nicht zu verlieren", kommentierte Studienleiter Prof. Horst Opaschowski die Ergebnisse der repräsentativen Umfrage. Aus einer kirchlich institutionalisierten werde eine eher individuell privatisierte Sinngebung des Lebens. Die „gläubigsten" Deutschen leben laut Studie in Baden-Württemberg (29 Prozent), Rheinland-Pfalz und Saarland (jeweils knapp 27) sowie Bayern (25) und Hessen (24). Die geringste Quote verzeichnen Schleswig-Holstein, Mecklenburg-Vorpommern (knapp 4 Prozent) und Sachsen-Anhalt (1,6 Prozent). Der Gottesglaube ist im Westen rund 20 Prozent der Bevölkerung heilig, im Osten nur knapp acht.

Konjunkturpaket (1)

In Tschechien sind seit 1998 Dutzende Sexualstraftäter auf Behördenbeschluß durch eine rechtswidrige Operation kastriert worden. Dies geht aus einem Anfang Februar in Straßburg veröffentlichten Bericht des Europates hervor. Für den Bericht hatte das Anti-Folter-Komitee des Europarates Akten und Berichte über rund 50 Männer untersucht, die in den vergangenen zehn Jahren „auf chirurgischem Weg" kastriert worden waren, so die Nachrichtenagentur *epd*. Nach Angaben des Europarates seien nicht nur Vergewaltiger, sondern auch vergleichsweise harmlose Straftäter wie etwa Exhibitionisten unter den Opfern. Die Kastration durch einen operativen Eingriff stelle eine Verstümmelung dar, die nicht rückgängig zu machen sei und erhebliche Nebenwirkungen habe. Das Anti-Folter-Komitee des Europarates forderte die Regierung in Prag nach Veröffentlichung des Berichts am 5. Februar auf, der gegen die Europäische Menschenrechtskonvention verstoßenden Praxis „unverzüglich eine Ende zu setzen".

Desungeachtet wächst bei europäischen Regierungen, offenbar die Bereitschaft, Sexualstraftäter dauerhaft zu kastrieren. In Rom forderte erst Mitte Februar ein Mitglied der Regierung vom Ministerpräsident Berlusconi die Kastration von Sexualstraftätern mit den Worten, die Gesellschaft müsse sich „verteidigen". Da „in einigen Fällen" die sogenannte chemische Kastration durch den Sexualtrieb hemmende Medikamente „nicht immer" funktioniere, bleibe nur ein chirurgischer Eingriff, so der Minister für Bürokratieabbau (!), Roberto Calderoli, am 16. Februar der Tageszeitung *La Stampa*. Calderoli gehört der rechtsradikalenen Lega Nord an. „Anlaß für die Äußerung waren drei Vergewaltigungsfälle, die in Italien für Empörung gesorgt hatten", berichtet die Agentur *AFP* über die Hintergründe. Die Regierung plant nun ein Gesetz, das der besseren Überwachung von Sexualstraftätern dienen soll. Laut Berichten in der italienischen Presse sollen Gemeinden unbewaffnete Bürgerwehren „zum Schutz vor Vergewaltigern" aufstellen dürfen.



Roberto Calderoli

Bereits im vergangenen Herbst hatte Polens Premierminister Donald Tusk die Kastration von Sexualstraftätern gefordert. (Siehe dazu „Nicht für solche Kreaturen" von Markus Schmid in *Gigi* Nr. 58, November/Dezember 2008.)

Konjunkturpaket (2)

Angesichts der Banken- und Wirtschaftkrise fordert die US-Pornoindustrie ein staatliches Rettungspaket in Höhe von 5 Milliarden Dollar.

Nach Agenturberichten riefen Larry Flint, der legendäre Herausgeber des Erotikmagazins *Hustler,* und der Sexfilmer Joe Francis den US-Kongreß auf, den „sexuellen Appetit Amerikas wieder aufzufrischen". Da die Kongreßabgeordneten derzeit gewillt seien, die wichtigsten Wirtschaftszweige zu unterstützen, solle auch die Pornoindustrie nicht leer ausgehen. Flint und Francis betonten indes, daß die 13 Milliarden Dollar schwere Pornoindustrie alles andere als vor dem Kollaps stehe. „Aber warum sollten wir Risiken eingehen?" In einzelnen Geschäftsfeldern habe die Branche binnen eines Jahres Umsatzrückgänge von 25 Pozent zu verzeichnen gehabt. Die Menschen seien einfach zu deprimiert für Sex. Daher sei jetzt der Kongreß gefordert.

Den Hilferuf kommentierte am 9. Januar in verklemmt-frivoler Altherren-Diktion der Kirchenbeauftragte des Linke-nahen *Neuen Deutschland*: „Wegen knapper Kassen blieben im vergangenen Jahr viele Kunden nicht bei der Stange und vor allem der Verleih und Verkauf von von DVDs verzeichnete abschwellende Umsätze. Bei der Prüfung des Anliegens hätte die Branche wohl mit einer Sache die wenigsten Probleme: die Hosen runterzulassen", denn Scham sei im Pornobiz bekanntlich „nachgerade geschäftsschädigend".

Unterdessen entschied das Landesgericht Erfurt, daß fürs Hoserunterlassen nicht jeder Geld vom Staat erhoffen darf. Sozialhilfeempfänger mit Handicap haben demnach keinen Anspruch auf staatlich bezahlte Liebesdienste. Nach der Entscheidung müssen die Kosten für Hausbesuche von Prostituierten für einen behinderten Menschen nicht aus dem Sozialhilfetopf gezahlt werden. Wie der Erste Senat des Gerichts ausführte, habe Sozialhilfe die Aufgabe, dem Leistungsempfänger ein würdevolles Leben zu ermöglichen. „Ein Leben in Würde ist aber auch ohne die begehrten Sexualkontakte möglich", so die Richter. Zudem förderten Prostituiertenbesuche weder die Alltagskompetenz noch die Einbindung in das Gemeinwesen, meldete *dpa* am 28. Januar.

Nacktscanner

Die Niederlande wollen käuflichen Sex stärker kriminalisieren. Nach der formalen Legalisierung der Prostitution im Jahr 2000 nimmt die Regierung nun die Freier ins Visier. Einem von Justizminister Ernst Hirsch-Ballin und Justizministerin Gusje Ter Horst im Januar vorgelegten Gesetzentwurf zufolge soll Prostitution in den Niederlanden nur noch legal sein, wenn sie über eine staatliche Lizenz genehmigt worden ist. Männer, die die Dienste von dann „illegalen" Prostituierten ohne Zulassung in Anspruch nehmen, müssen mit einer Geldstrafe von bis zu 7.500 Euro und einer Haftstrafe von sechs Monaten rechnen.

„Wie das alles kontrolliert werden soll, ist noch unklar. Vielleicht wird es eine Art Huren-Polizei geben", mutmaßte der Niederlande-Korrespondent der *Neuen Rhein/Neuen Ruhr-Zeitung*. Das Gesetz soll den Frauenhandel bekämpfen und billigt legalen Huren ausdrücklich ein „Recht auf Selbstbestimmung" zu.

Fotos: Ralf Emmerich/Freundeskreis Paul Wulf im Umweltzentrum/Archiv Münster; Middio

Zeichen der Erregtheit

Mit mehr oder weniger nackten Tatsachen machten in den vergangenen Wochen drei Museen in Nordrhein-Westfalen auf sich aufmerksam. Eigentlich keine schlechte Idee, müssen doch in Zeiten der Wirtschaftkrise auch die Tempel der Kunst sehen, daß die Hütte voll wird. So präsentierte das Archäologische Museum in Münster „Sex in der Antike", widmete sich Herford mit „Loss of Control" künstlerischen Grenzgängen und warf Düsseldorf verbotene Blicke auf begehrente Körper. Mancherorts hatten die Ausstellungsmacher allerdings aus Sorge ums Gemeinwohl fragwürdige Schikanen eingebaut. Durch gefakte Schlüssellöcher linste und in blickdichten Vorhängen verhedderte sich DIRK RUDER

Ein riesiger nackter Arsch und zwei ziemlich heitere Studentinnen. Solche Fotos gibt es nicht oft in der Zeitung. „Prüde Antike? Von wegen. Die Studentinnen Sonja und Julia blicken im Archäologischen Museum in Münster auf das Hinterteil einer Gips-Skulptur des Herakles", warb das Blatt für die Ausstellung „Sex in der Antike", die Einblicke in das Leben der Römer und Griechen versprach. Auf dem Universitätsgelände in Sichtweite des Münsteraner Doms eingerichtet, war die Ende Januar beendete Präsentation Teil des seit vergangenem Sommer laufenden Kulturfestivals „UniArtMünster 2008". Zu dessen Highlights gehörten Referate wie das von Prof. Dr. Reinhold Zwick zu „Obsessionen im Bibelfilm" am Beispiel von Cecil B. De Milles Streifen „Samson Deliah" (USA 1949). Auf so ein Thema muß man kommen. Andere hochkarätige Vorträge widmeten sich unter anderem der katholischen Sexualmoral „als Konfliktfeld", der Pornographie im Strafrecht, ritualisiertem Sex im Tantrismus oder Verhaltens- und Reproduktionsstrategien bei Münsterschen Meerschweinchen und anderem Getier.

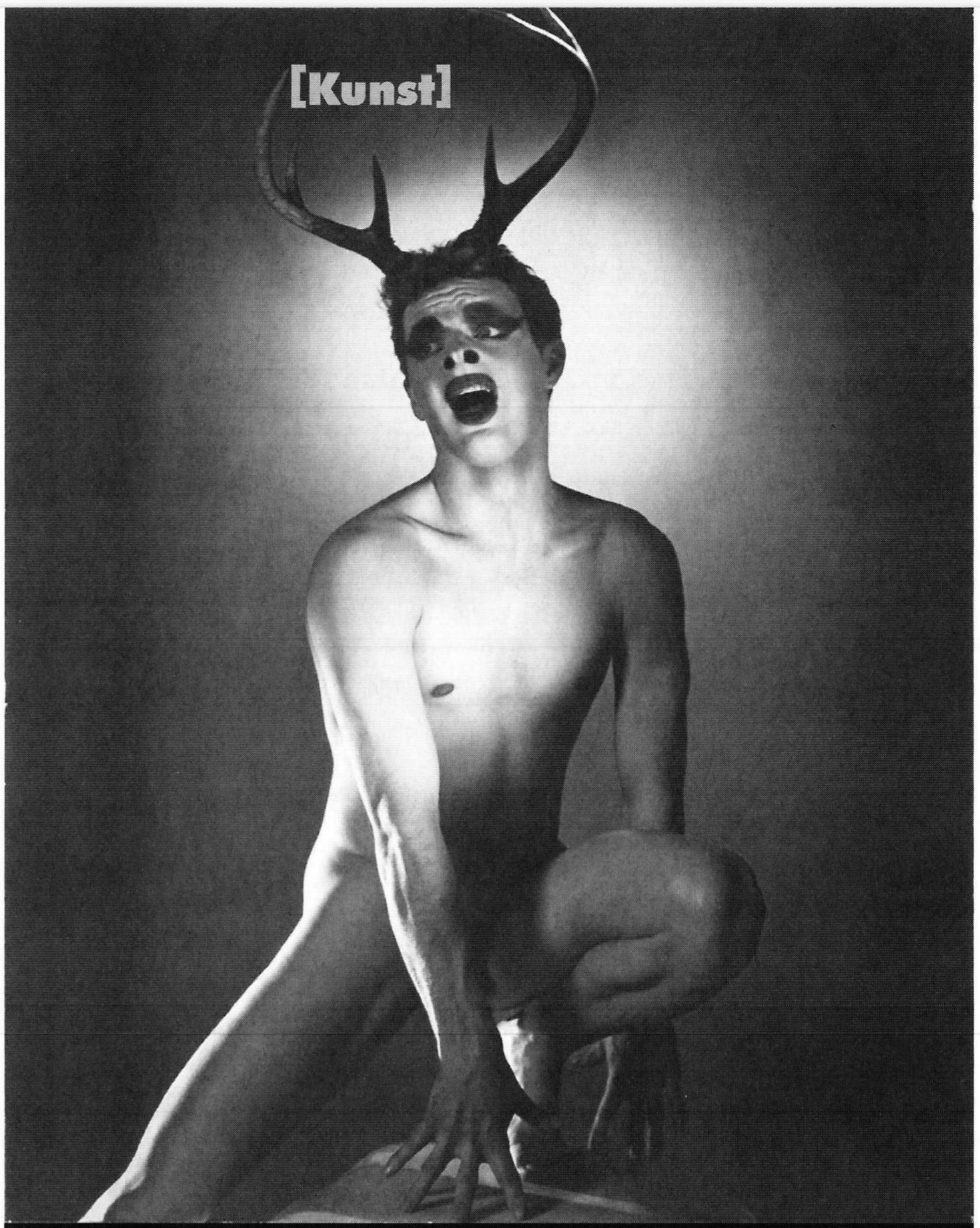
Angesichts der Vielfalt der Themen möchte man die Veranstalter aufrufen, der Kulturstiftung der örtlichen Sparkasse schnell noch ein paar Tausender für einen ausführlichen Katalog aus dem Kreuz zu leiern, der nicht nur sämtliche Vorträge sammelt, sondern auch den umfangreichen Informationen ausreichend Platz einräumt, die die Ausstellung über das Sexleben von Griechen und Römern lieferte. Denn bei der in einen bei weitem zu kleinen Museumsraum gestopften Schau gab es mehr zu lesen als zu gucken. Sah sich die Museumsleitung etwa wegen der Sichtweite zum Dom veranlaßt, einige „Sicherungen" einzubauen, um die öffentliche Ordnung nicht durch allzu freizügige Darstellungen zu gefährden? So waren großformatige Fotos von griechischen Gefäßen mit erotischen Motiven tatsächlich hinter Milchglasscheiben weggesperrt. Wer beispielsweise die beeindruckende antike Darstellung eines mann-männlichen Geschlechtsakts auf dem berühmten „Warren Cup" in voller Schönheit betrachten wollte, mußte einige Verrenkungen vollführen. Denn die Schlüssellöcher, die – immer auf sicherer Distanz zum Objekt – den eingeschränkten Blick durchs Milchglas gewährten, waren ungefähr auf Bauchnabelhöhe angebracht. Wer durchguckte, fühlte sich automatisch schlecht und schuldig.

Von der für ein Museum etwas eigenwilligen und ein aufgeklärtes Publikum eher demütigenden Präsentationsform hinter Münsteraner Milchglas abgesehen, glänzte die Ausstellung jedoch durch umfassende Einführungstexte und große Liebe zum Detail. Zu den ältesten Objekten der Ausstellung gehörten die aus dem zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung stammenden Siegel mit Koitus-Darstellungen, die auf dem Gebiet des heutigen Afghanistans und Usbekistans gefunden wurden. Aus westfälischem Privatbesitz stammte eine winzige Darstellung zweier liebender Frauen, von denen die eine einen ledernen Dildo umgeschnallt hat – solche Szenen seien „bisher in der griechisch-römischen Kunst unbekannt", erläuterte die Texttafel. Daß bei griechischen und römischen Trinkgelagen Gefäße zum Einsatz kamen, die der weiblichen Brust nachgebildet waren, verweist indes nicht auf eine mögliche Gleichheit der Geschlechter in der Antike, sondern auf patriarchale Strukturen, die sich bereits seinerzeit bis hinein in die Mythologie durchgesetzt hatten. Die in der Ausstellung an einer Stelle als „Mischwesen" bezeichneten mythologischen Satyrn sind somit nicht etwa als frühe Formen eines „Dritten Geschlechts" zu interpretieren, sondern als Sinnbild männlicher Macht über die Frau. „Satyros" bedeutet „der das weibliche Geschlecht Greifende".

An eben diese Ideen knüpfte „Loss of Control" im neueröffneten Herforder Marta-Museum an. Im Zentrum der Ausstellung über „Obsession, Sexualität, Wahn und Tod" stand der belgische Symbolist Félicien Roeps (1833-1898). Als Maler, Lithograph, Zeichner, Illustrator und Graveur habe Roeps stets „die Tabukultur der Bourgeoisie in ihren narzistischen Hang zum 'schönen Schein'" provoziert und „bewußt alle damals geltenden Regeln der Scham" überschritten: „So erscheint die Frau in Roeps Werken als dämonische und machtvolle Figur, aufgeladen mit satanischen und sexuellen Bezügen, formulierte sie die dekadenten Lüste der Bourgeoisie." Das Tableau vervollständigten Kunst aus der Psychiatrie („Anstaltskunst") und Art Brut. Der „Schock als ästhetisches Erlebnis" (Museum) mußte von den Besuchern jedoch teilweise regelrecht erkämpft werden: Hoet ließ einige von Roeps' Grafiken vorsichtshalber hinter schweren, nahezu unbeweglichen Samtvorhängen verschwinden. Der Ausstellungskatalog offenbarte jedoch, was den Künstler zu Lebzeiten umtrieb. „Ich verbringe die Tage damit, mich zu beherrschen, und spüre eine wilde Lust, mit einem Kopfstoß die Ketten der Konvention zu zerbrechen", schrieb Roeps, der sich „weit von der 'anständigen Welt' davonmachen" wollte, „um endlich ein Leben in Erregung und Bewegung zu leben".

Keine Vorhänge, dafür aber Warnhinweise erwarteten hingegen das Publikum der Schau „Diana und Actaeon – Der verbotene Blick auf die

Zu den Ausstellungen
in Düsseldorf und Herford sind folgende Kataloge erschienen: Beat Wismer, Sandra Badelt (Hg.): Diana und Actaeon – Der verbotene Blick auf die Nacktheit. Verlag Hatje Cantz, Ostfildern 2008, sowie Museum Marta (Hg.): Loss of Control. Grenzgänge zur Kunst von Félicien Roeps. Eigenverlag, Herford 2008.



„Als erstes, schreibt Ovid, wachsen Actaeon Hörner, was als ein Zeichen seiner Erregtheit gelesen werden kann", so Bettina Baumgärtel im Katalog zur Düsseldorfer Ausstellung „Diana und Actaeon – Der verbotene Blick auf die Nacktheit". Die Actaeon-Version des US-amerikanischen Mode- und Porträtfotografen George Platt Lynes von 1937 gehört zu den wenigen Männerakten der Schau und schreibt die heterosexuelle, auf Artemis/Diana gerichtete „Blickbegierde" (Baumgärtel) der griechisch-römischen Mythologie auf raffiniert-subversive Weise in einen Blick auf den sexuell erregten Mann um: „Sein Hals wird länger, alle seine Sinne schärfen sich, seine Arme werden zu Läufen, gegebenenfalls ein Hinweis darauf, daß er sich in Liebesstellung begibt, quasi zum Tier wird und schließlich stirbt, denn Lieben heißt Sterben."

Nacktheit" – und zwar vor jedem einzelnen Ausstellungsraum des Düsseldorfer Museums Kunst Palast. „Der griechische Mythos erzählt die Geschichte vom Jäger Aktaion, der, nachdem er die nackte Artemis im Bade überrascht und betrachtet hatte, von ihr zur Strafe in einen Hirsch verwandelt und danach von seinen eigenen Hunden zerrissen wurde." Bei den Römern wandelten sich die Namen der beiden Charaktere – Aktaion zu Actaeon und Artemis zu Diana. Fürs intellektuelle Upgrade sorgte später Giordano Bruno, der die antike Schuld-und-Rache-Geschichte in seinem Werk „Von den heroischen Leidenschaften" (1585) zu einem Motiv der Aufklärung machte. Anders als Ovid interpretierte Bruno die Figur des Acteon nicht als die eines zufälligen Beobachters, „sondern als einen Wißbegierigen, dessen Jagd explizit als bewußte Wahrheits- und Erkenntnissuche interpretiert wird, der seine Hunde, seine Leidenschaften und seine Gedanken ganz zielgerichtet aussendet, um von ihnen zum Ort der Erkenntnis geführt zu werden", wie Kurator Beat Wismer im Katalog schreibt.

Der US-amerikanische Fotograf George Platt Lynes lenkte mit seiner erstaunlich modern wirkenden Actaeon-Interpreation 1937 die Blickrichtung von Diana um auf Actaeon. Die Düsseldorfer Ausstellung zur „Blickbegierde" weicht sogar der „verbotensten und leidbringendsten (männlichen) Begierde, der sogenannten Pädophilie" (Bernd Gruber im Katalog) nicht aus. Gruber fragt, ob Anblick oder gar Produktion von heute als heikel angesehenem Material „eine moralische, existentielle oder gar metaphysische Schuld" mit sich bringe, und wenn ja, bei wem diese zu verorten sei: „Beim posierenden Objekt, beim Betrachter oder doch beim Fotografen?" Gerade die Fotografie bewege sich „im Bereich des Verbotenen" und „wir bewegen uns in verbotenen Zeiten." – Das klingt fast wie eine Kritik an den gegenwärtigen Verhältnissen.

Foto: Museum Kunst Palast, Düsseldorf

Errata

1. Der schwerwiegendste Fehler der Ausgabe 59 (Januar/Februar 2009) betrifft die „Mitteilungen des whk" auf Seite 36. Darin wird die Anfrage der *Gigi*-Redaktion an den Deutschen Leichtathletik-Verband (DLV) betreffend den Stolperstein für das §175-Opfer Otto Peltzer im Wortlaut wiedergegeben, in welcher es unter Punkt 6 heißt:
„Das frühe(re) SS-Mitglied Otto Peltzer sagte nach der Befreiung aus der KZ-Haft in den Nürnberger Prozessen zugunsten zweiter später als Massenmörder zum Tode verurteilter SS-Offiziere aus, denen er sich zu Dank verpflichtet fühlte. War oder ist dies dem DLV bekannt?"
Richtigzustellen ist, daß Otto Peltzer seine Aussage nicht in den Nürnberger Prozessen machte, sondern im Verfahren eines US-Militärgerichts gegen die SS-Wachmannschaften des Konzentrationslagers Mauthausen, das in Dachau stattfand.
2. Der nächste Fehler betrifft ein Inserat, und zwar das der Firma *gayshop-online.de*. Die *Gigi*-Redaktion war von ihr mit der Nachgestaltung einer vorhandenen, aber nicht druckfähigen Anzeigenvorlage beauftragt worden. Kurz vor Drucklegung reichte der Auftraggeber telefonisch noch die Bitte nach, eine Bestell-Telefonnummer einzufügen, und hierbei passierte es dann: Bei der Übermittlung schlich sich eine falsche Vorwahl ein. Wir bitten um Nachsicht; das Inserat mit der korrekten Telefonnummer finden Sie auf Seite 47 dieses Heftes.
3. Korrekturbedarf besteht schließlich für die Ausgabe 59 noch betreffend die Rubrik „Schicksale". Nicht, daß unsere werte Autorin Pia F. auch nur ein einziges der ernsten Wörtchen zurücknähme, die sie mit Frau Mouskouri zu reden hatte. Indes fehlten in ihrem Beitrag die bibliographischen Angaben zu Frau Mouskouris Memoiren. Sie lauten „Mouskouri, Nana (mit Duroy, Lionel): Stimme der Sehnsucht. Meine Erinnerungen. Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag, Berlin 2008, 472 Seiten, gebunden, zahlreiche Abbildungen, 19,90 Euro". Nachzutragen bleibt ferner, daß sich der im Beitrag erwähnte Berliner „Admirals-Palast" tatsächlich „Admiralspalast" schreibt und daß diese traditionsreiche Operettenbühne identisch ist mit dem ebenfalls erwähnten, in DDR-Zeiten so benannten Metropol-Theater am Bahnhof Friedrichstraße.

Impressum

ISSN 1437-3076, **Briefpost:** Redaktion *Gigi*, Postfach 080208, 10002 Berlin; **Büro:** Greifswalder Straße 4, 10405 Berlin; **Email:** redaktion@gigi-online.de; Tel.: 030/6515213; **Internet:** www.gigi-online.de; **Herausgeber:** wissenschaftlich-humanitäres komitee (whk); **Verleger:** Förderverein des whk e.V.; **Redaktion:** Lizzie Pricken, Dirk Ruder, Eike Stedefeldt (V.i.S.d.P., Layout); **Insertionen:** 030/6515213; redaktion@gigi-online.de; **Erscheinungsweise:** zweimonatlich; **Druck und Weiterverarbeitung:** Druckerei Schmohl & Partner, Berlin. **Das Abonnement** ist nur zum Ende des Bestellzeitraums kündbar. **Manuskripte** bitte per Email, auf Diskette oder CD-ROM einreichen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos keine Gewähr. Kein Honoraranspruch. Kein Schadensersatzanspruch bei Nichterscheinen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autorin oder des Autors wieder. Nachdrucke sowie Veröffentlichung in elektronischen Medien nur mit schriftlicher Genehmigung von Redaktion oder AutorIn. **Verbindlich** sind, sofern nichts Abweichendes schriftlich vereinbart wurde, die Autoren-Infos unter www.gigi-online.de/start. **Eigentumsvorbehalt:** Die Zeitschrift bleibt Eigentum des Absenders, bis sie der/dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. „Zurhabenahme" ist keine Aushändigung im Sinne dieses Vorbehaltes. Wird die Zeitschrift nicht oder nur teilweise persönlich ausgehändigt, so sind die nicht ausgehändigten Teile mit Begründung an den Absender zurückzuschicken.

Wo hast du dich denn herumgetrieben?

Zwischen den beiden Weltkriegen war der am 27. März 1891 geborene Hans Siemsen ein vielbeschäftigter Autor und engagierter Streiter für die Rechte der Homosexuellen. Von Flucht und Exil aus der Bahn geworfen, konnte er nach der späten Rückkehr in seine Heimat Deutschland beruflich und privat nicht mehr Fuß fassen. Lesen Sie nachfolgend den ersten Teil einer Spurensuche anläßlich des 40. Todestages Hans Siemsens am 23. Juni

von Manuel Heßling

Hätte ihm ein früher Tod diese Erfahrung nicht erspart, dann dürfte der evangelische Pfarrer August Siemsen (1854-1910), der im Kirchsprengel Mark bei Hamm in Westfalen eine kleine Gemeinde betreute, am Verlauf der Weltgeschichte und der Entwicklung seiner fünf Kinder vermutlich wenig Gefallen gefunden haben. Eins wie das andere kehrte unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs der christlichen Kirche den Rücken, die das große Völkerschlachten ohne nennenswerten Widerstand erduldet, nicht selten sogar mitgeholfen hatte, die nationale Begeisterung im Wilhelminischen Deutschen Reich zu schüren. Dabei war es ja vermutlich gerade seine auf Toleranz und Nächstenliebe gegründete, weltoffene und allen begründeten Zweifeln Raum gewährende Erziehung, die seine drei Söhne und die beiden Töchter zu diesem mutigen Schritt befähigte.

Zwei von August Siemsens Kindern machten nach dem von Deutschland verlorenen Ersten Weltkrieg auf Seiten der sozialistischen Linken Karriere. Anna Siemsen (1882-1951) war nach glanzvoll absolviertem Studium zur Dr. phil. promoviert und nach mehrjähriger Tätigkeit als Lehrerin in der Schulpolitik tätig geworden. Ihr Bruder August (1884-1958) wurde ebenfalls Lehrer, zunächst in Essen und später in Berlin-Neukölln. Beide engagierten sich politisch, motiviert wohl vor allem durch ihre pazifistische Gesinnung; beide saßen dann als Abgeordnete der SPD Ende der zwanziger beziehungsweise Anfang der dreißiger Jahre im Berliner Reichstag. Wenn man heute den Namen Siemsen noch kennt, dann wegen der zahlreichen nach Anna Siemsen benannten Schulen, die sich darum sorgen, das Gedenken an die kämpferische Frauenrechtlerin und hoch gebildete Pazifistin wach zu halten.

Der „kleine Bruder" Hans hingegen fühlte sich mehr zu den schönen Künsten als zur Politik hingezogen. Nach einer Buchhandelslehre in Osnabrück begann er 1912 ein Studium der Kunstgeschichte in München, wallfahrte ein Jahr später in die „Hauptstadt des 19. Jahrhunderts" (Walter Benjamin), nach Paris, wo er im Café du Dôme unter anderem Bekanntschaft mit dem Kunsthändler Wilhelm Uhde schloß und seine ersten Artikel für die Jugendstil-Zeitschrift *Pan* und Franz Pfemferts *Die Aktion* schrieb.

Nachdem Hans Siemsen, mittlerweile in Berlin ansässig, sich dort mit Theodor Däubler, Detlev von Liliencron, Kasimir Edschmid und Else Lasker-Schüler angefreundet hatte, wurde er 1916 zum Militärdienst eingezogen und erlebte eine Schreckenszeit als Soldat in den Schützengräben der Westfront. Nach einem Angriff verschüttet, landete er mit schweren Verletzungen im Lazarett.

„Auch ich – auch du"

Wieder genesen, verarbeitet Hans Siemsen diese schrecklichen Erfahrungen in einem expressionistischen Prosatext unter dem Titel „Auch ich – auch du", der als erste Buchveröffentlichung des Autors 1919 in Kurt Wolffs Buchreihe „Der jüngste Tag" erscheint. Aus der kritischen Distanz von fast hundert Jahren mag dieses Frühwerk des gerade einmal 28 Jahre alten Dichters nicht unbedingt als frühvollendetes Meisterwerk in Erinnerung bleiben, aber zur Verheißung einer besonderen Begabung taugt das schmale Bändchen immerhin doch. In diesen gänzlich unvernünftigen – im Untertitel so genannten – „Aufzeichnungen eines Irren" überblendet der Wahnsinn des Krieges jede vernünftige Begründung seiner vermeintlich unvermeidlichen Ursachen. „Es ist so traurig, daß mir niemand hilft! Wie soll ich denn allein die Welt aufbauen?" Zwischen den hehren Ansprüchen der Erziehung im frommen Elternhaus und den blutrünstigen Tatsachen des Schützengrabens gibt es offenbar kaum mehr eine besänftigende Vermittlungsinstanz.

Vermitteln kann allenfalls die Lyrik, wenn Siemsens geneigte Freundin Else Lasker-Schüler den jungen Frontkämpfer als Laurencis bedichtet: „Ich gab dir einen Namen / Wie eine fromme Guirlande. // Darum will ich ihn / Nur immer liebend rufen. // Du siehst mich golden schimmern / Durch mein Abendherz. // Und nicht so trüb / Wie der Nebel es staubfällig färbt. // Meine Seele spielte Auferstehn / Wenn Augen wie schlafende Täler lagen. // Und ich kenne alle Engel / Denen habe ich von dir erzählt. // Es blüht die Aster meines Mundes / Mit deiner Lippen Rittersporn. // Und ich wache vor unserer Liebe / Denn ihre Küsse sollen Knospen bleiben."

Auf der Flucht vor den Schatten der Vergangenheit fand Hans Siemsen einen anderen Weg, als den in die Lyrik. Seit 1919 veröffentlichte er regelmäßig in Siegfried Jacobsohns *Weltbühne* Feuilletonartikel – und bald auch in anderen linken Zeitschriften der Weimarer Republik.

„Erlebnisse" – so nannte Siemsen gern seine kurzen Prosastücke. Bereits 1920 erschien, wieder bei Kurt Wolff, eine Sammlung unter dem Titel „Wo hast du dich denn herumgetrieben?". Der Titel zitiert seinen Vater, den Pfarrer, der aus seinem schmalen Lehnstuhl heraus den mißratenen, dennoch geliebten Sohn mit seinen blauen, freundlichen Augen ins Visier nahm: „Er liebte uns zärtlich, und wir liebten ihn, je älter wir wurden, desto mehr." Mit Kurt Wolff, seinem ersten Verleger, verkrachte sich Siemsen allerdings, vermutlich deshalb, weil Wolff das zweite Siemsen-Buch, das im Wolffschen Verlag erschien, verspätet auslieferte. Als es endlich vorlag, war das so wichtige Weihnachtsgeschäft des Jahres 1920 gelaufen.

Kritiker-Krach nach „Metropolis"

In Berlin genoß Siemsen die sogenannten „Goldenen Zwanziger" in vollen Zügen. Er war ein leidenschaftlicher Kinobesucher, erkannte früh die Bedeutung der damals noch neuen Kunstform Film und bewies gesunden Instinkt bei deren kritischer Bewertung. So widmete er dem genialen und seinerzeit in Deutschland noch kaum bekannten Stummfilm-Star Charlie Chaplin bereits 1922 in der *Weltbühne* eine fünfteilige Serie, die zwei Jahre später auch als Buch erschien – die erste Monographie über den Klassiker des frühen Films in deutscher Sprache überhaupt. Mit einem kritischen Beitrag über Fritz Langs „Metropolis" löste er 1927 eine heftige Diskussion aus, weil er seinen Kritiker-Kollegen vorwarf, der Filmindustrie hörig zu sein. Auch das Genie eines Buster Keaton erkannte er früh – und mit der Dänin Asta Nielsen, die nach Kriegsende wieder in Berlin wohnte, war Hans Siemsen eng befreundet.

Seine eigentlichen Meisterwerke, so unscheinbar wie unvergänglich, entstanden aber abseits des kulturkritischen und tagespolitischen Mainstreams. Auf den ersten Blick mögen die kleinen Feuilletons vielleicht als unbedeutende Nebensächlichkeiten erscheinen. Bei genauerem Hinsehen und aus zeitlicher Distanz behaupten sie jedoch gerade deshalb ihren besonderen Wert. Wenn Siemsen etwa über einen Auftritt des Tellerjongleurs Carl Baggesen im Berliner Wintergarten schreibt, sich die Frage stellt, was man für zehn Pfennig kaufen kann, oder über einen Zettel im Hausflur meditiert, der vor „Gifft" warnt, dann erweist er sich mit solchen Prosaminiaturen als würdiges Mitglied jener noblen Gilde, deren Protagonisten als „Meister der kleinen Form" in die Literaturgeschichte eingegangen sind: Alfred Polgar, Victor Auburtin, Franz Hessel, Kurt Tucholsky – genau in dieser sehr subjektiv bestimmten Hierarchie, wobei ich es dem Leser überlassen möchte, wo er Hans Siemsen einsortiert.

Einer bestimmten literarischen Richtung hat sich Hans Siemsen nie verschrieben. Die Nestwärme einer verschworenen Künstlergruppe hat er immer gemieden, dazu war er wohl zu sehr Individualist. Er behauptete für sich eine Eigenständigkeit und Eigenheit, die ihm freilich später zum Verhängnis geraten sollte. Dennoch lebte er im Berlin der zwanziger Jahre nicht in völliger Isolation, scharte vielmehr einen treuen Freundeskreis um sich, zu dem Joachim Ringelnatz und dessen Frau Leonharda, genannt Muschelkalk, der Buchkünstler Emil Rudolf Weiß und seine Frau, die Bildhauerin und Grafikerin Renée Sintenis, Harry Graf Kessler – und eben die Stummfilm-Diva Asta Nielsen gehörten. Man traf sich regelmäßig in einem kleinen Lokal in der Passauer Straße, direkt gegenüber domizilierte der Verlag von Ernst Rowohlt, dessen Inhaber sich nach getaner Arbeit gern auf einen Schnaps zu diesem illustren Kreis gesellte.

Karl Siemsen (links) und Hans Siemsen gemeinsam mit ihrer Mutter Anna Siemsen Ende der 1920er Jahre

Mann mit Ausstrahlung und Charisma

Pieter Siemsen, einziger Sohn von Hans Siemsens älterem Bruder August, hat seinen Onkel Hans in seiner Autobiographie so charakterisiert: „Hans war Schriftsteller, er schrieb vor allem kurze Prosa, dazu Film- und Theaterkritiken. Er arbeitete an verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften mit, darunter der von Ossietzky und Tucholsky herausgegebenen *Weltbühne*. Er war derjenige, der Charlie Chaplin in Deutschland bekannt gemacht hat. Was Hans über Theater und Film sagte, akzeptierten alle anderen Siemsens. – Hans hatte eine ungeheure Ausstrahlung, ein Charisma, das man gar nicht schildern kann, er beeindruckte vor allem die Jugend. Ich war von ihm immer begeistert, wenn er mich auch manchmal abkanzelte. [...] Was Hans verkörperte, war für mich eine andere Welt, die mich faszinierte, der ich aber auch skeptisch gegenüberstand. Ich war der Auffassung, daß jemand, der eine politische Aufgabe hat, nicht einfach sagen kann: 'Ich mache, was ich will' oder 'Ich will nicht mehr leben.' Denn er hat ja eine Verantwortung gegenüber der Sache, für die er streitet. Andererseits habe ich die Bohème verehrt."

In seiner Arbeit sei Hans Siemsen diszipliniert gewesen, schreibt sein Neffe Pieter weiter, doch „in seinem Leben nicht so sehr. Das empfand ich als Widerspruch. – Hans war homosexuell. Er war ein bißchen das Sorgenkind meiner Großmutter [Anna Siemsen, gest. 1931], weil sie Angst hatte, er würde Angriffen oder Verfolgungen ausgesetzt werden. Das war damals ja nicht so einfach mit der Homosexualität. Er hatte immer eine Sonderstellung. Auf der einen Seite war die parteipolitisch engagierte Familie und auf der anderen Hans als freier

Foto entnommen aus Pieter Siemsen: *Der Lebensanfänger*. Trafo Verlag, Berlin 2000, S. 229

Schriftsteller. Mein Vater sagte immer, Hans sei der Begabteste unter den Geschwistern, nur sei er nicht diszipliniert genug. [...] Hans war ein Mann, der sich immer für die Rechte von Minderheiten und Verfolgten einsetzte. Er kämpfte natürlich gegen die Diskriminierung der Homosexuellen, war aber in seinem Engagement nicht auf das homosexuelle Milieu festgelegt. Wie August und Anna Siemsen war er Gründungsmitglied der SAP[D]." (Pieter Siemsen: Der Lebensanfänger. Erinnerungen eines anderen Deutschen. trafo verlag, Berlin 2000, S. 18-20)

Bereits 1922, als der Sexualforscher Magnus Hirschfeld dem Reichstag eine Petition zur Abschaffung des §175 vorlegte, gehörte Hans Siemsen zu den ersten Mitunterzeichnern. Wenngleich eine solche öffentliche Solidaritätserklärung, die damals durchaus eine mutige Tat darstellte, für ihn eine Selbstverständlichkeit gewesen sein mag, so stand doch seine sexuelle Orientierung thematisch nie im Vordergrund seines Werks als Schriftsteller – von zwei Ausnahmen abgesehen.

Knabenakte und „Moralparagraphen"

1923 erschien im Querschnitt-Verlag seines Freundes, des Berliner Kunsthändlers Karl Flechtheim, „Das Tigerschiff". Renée Sintenis hatte diese „Jungensgeschichten" – wie Siemsen seine gefühlvollen Prosastücke im Untertitel nannte – mit zehn Radierungen feingliedriger Knabenakte versehen. Der schmale, großformatige Band gilt heute in seiner bibliophilen Ausstattung, numeriert und durchgängig signiert, als eins der schönsten Werke der Künstlerin und ist ein begehrtes Sammlerstück.

Von anderem Zuschnitt sind die 1927 unter dem Titel „Verbotene Liebe" veröffentlichten „Briefe eines Unbekannten", eine erschütternde Anklage gegen den §175, „besser als alle bisher zu diesem Thema erschienenen Schriften", wie es auf dem Einband heißt. Im Nachwort zu dieser Broschüre macht ihr Autor deutlich, daß er den berechtigten Kampf gegen den Unrechtsparagraphen in einen größeren Zusammenhang gesetzt wissen will: „Der §175 ist eine verabscheuungswürdige Ungerechtigkeit. Er ist aber nur ein Glied in der Kette der 'Moralparagraphen', von denen zum Beispiel der Abtreibungsparagraph noch viel gefährlicher und hassenswerter ist. – Es wäre falsch und töricht, den §175 aus der Reihe der 'Moralparagraphen' herauszugreifen und ihn allein zu bekämpfen. Der Kampf gegen ihn kann nur ein Teil des großen Aufklärungskampfes sein, dessen Ziel es ist, an die Stelle der verlogenen, ungesunden und schmutzigen Moral, die im heutigen Strafgesetz ihren Ausdruck findet, eine gesundere, vernünftigere und menschenwürdigere Auffassung zu setzen, und jeden Eingriff des Staates in das Sexual- und Liebesleben des Einzelnen als eine unerträgli-

che, unverschämte und unmoralische Anmaßung zu brandmarken." (Hans Siemsen: Verbotene Liebe. Briefe eines Unbekannten. Verlag Die Schmiede, Berlin 1927, S. 79.)

Von einem ähnlich mitleidsvollen Gerechtigkeits-Furor bestimmt war schon Siemsens Erzählung „Die Geschichte meines Bruders" aus dem Jahr 1923, in der er das Schicksal eines jugendlichen Strafgefangenen schildert und zu dem Ergebnis kommt, daß eine Welt, in der es noch Gefängnisse gibt, für einen Gerechten nicht erträglich sein kann: „Man muß sich entscheiden! Wer hat diese Mauern hier aufgerichtet? – Wir sind es doch, die die Welt einrichten. Wir sind es, die die Gefängnisse bauen. – Ihr, die ihr hier vorübergeht, dies ist ein Teil von euch, ein Teil eures Lebens. Dies ist ein Gefängnis – ein Teil eurer Welt. – Ihr habt die Welt so eingerichtet, daß es Gefängnisse geben muß. Ihr habt euer Leben so eingerichtet, daß es Gefängnisse geben muß. Ihr könnt diese Mauer hier nicht verleugnen. – Ihr habt sie gebaut. Aber sie nützt euch nichts. Sie trennt euch nicht von euren Brüdern. Sie trennt die 'Schuldigen' nicht von euch ab. Ihr gehört zusammen. Keine Mauer trennt euch in Gerechte und Ungerechte. Keine Mauer trennt Recht und Unrecht. Keine Mauer trennt Schuld und Unschuld." (Hans Siemsen: Die Geschichte meines Bruders. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/ Berlin/ Leipzig 1923, S. 42 f.)

Eine Welt ohne Gefängnisse

Man mag heute über diesen pathetisch überhöhten moralischen Rigorismus lächeln oder auch die Stirn runzeln. Man mag ein solches Zeugnis utopischer Menschenliebe für das weltfremde Bekenntnis eines typischen protestantischen Pfarrhaus-Kindes vom Lande halten, dem die Predigten seines Vaters zu Kopf gestiegen sind. Man denke an Gudrun Ensslin, die sich vor einem ganz ähnlichen biographischen Hintergrund aus Verzweiflung über die Uneinlösbarkeit ihrer humanistischen Ideale, schließlich dazu hinreißen ließ, diese mit zutiefst inhumanen, terroristischen Mitteln erzwingen zu wollen. Hans Siemsen hingegen war kein Mann der Tat. Er ertrug die Spannung zwischen seinen Idealen und der rauhen Wirklichkeit der Weimarer Republik, indem er sie in sein literarisches Werk ableitete.

Die Liste der Zeitungen und Zeitschriften, die seine Kritiken, seine Feuilletons, Glossen und Betrachtungen veröffentlichten, ist lang. Neben der *Weltbühne* war er in der Hauptstadt regelmäßiger Autor in den Blättern *Die literarische Welt*, *Uhu*, *Berliner Tageblatt*, *8-Uhr-Abendblatt* und *Berliner Börsen-Courier*. Daneben schrieb er noch für *Der Mittag* in Düsseldorf, die *Frankfurter Zeitung* und die *Magdeburgische Zeitung*, die *Wiener Arbeiter-Zeitung* und die *Deutsche Zeitung Bohemia* in Prag. Manche seiner Artikel konnte er bei mehreren dieser Presseorgane unterbringen, ohne es durch dieses emsige „Recycling" doch je finanziell auf einen grünen Zweig zu bringen. Sein Freund aus späteren Jahren, Hans Sahl, schreibt über Hans Siemsen in seinen „Memoiren eines Moralisten": „Er hatte nie Geld, aber man merkte es ihm nicht an, denn er war ein verschwenderischer Mensch, verschwenderisch mit Worten, Gesten und Beweisen seiner Freundschaft." (Luchterhand Literaturverlag, München 2008, S. 174.)

Besuch beim sozialen und ökonomischen Experiment des Jahres 1917

Mit großen Hoffnungen blickten die Linken, auch aus dem bürgerlichen Mittelstand, in den Jahren der Weimarer Republik nach Rußland, wo nach der Revolution von 1917 und dem anschließenden Bürgerkrieg das bis dahin größte soziale und ökonomische Experiment der Menschheitsgeschichte vonstatten ging. Im Herbst 1930 begab sich Hans Siemsen im Auftrag der *Frankfurter Zeitung* auf eine sechswöchige Reise ins Land des Sozialismus'.

Seine Erfahrungen, ungetrübt von allen ideologischen Vorbehalten gleich welcher Provenienz, hat er in seinem Buch „Russland – ja und nein" protokolliert. Der Titel ist Programm und spiegelt den Zwiespalt wider, in den ihn dieses „Erlebnis" versetzt hat. Hans Siemsen schwankt in seinem Reisebericht ständig zwischen Hoffnung und Verzweiflung. So gern würde er in die Lobeshymnen mancher seiner Zeitgenossen auf das neue Gesellschaftsmodell einstimmen. Wo immer er Anzeichen dafür wahrnimmt, daß die Tyrannei vergangener Zeiten endlich ein Ende hat und eine neue Zeit angebrochen ist, vermerkt er dies mit Anerkennung und ermuntert sich selbst und seine Leser zu einem zukunftsfreundlichen Optimismus. Dennoch kann er über die Schattenseiten des neuen Imperiums nicht hinwegsehen und bringt sie unverblümt zum Ausdruck. (Wenn man heute ein Buch wie Orlando Figes' „Die Flüsterer" liest, kann man diesem verhaltenen Skeptizismus bei allem verständlichen Überschwang nur Anerkennung zollen.)

Gerade wegen dieser Ambivalenz ist dieses Buch eines der authentischsten Zeugnisse über das stalinistische Rußland der frühen dreißiger Jahre in deutscher Sprache – und wohl auch deshalb längst vergessen. Es erschien 1931 im Verlag von Ernst Rowohlt in Berlin. Den Leineneinband gestaltete Siemsens Freund Ernst Rudolf Weiß. Er ist in seiner zwischen Schwarz, Weiß und Grau changierenden Typographie ein unscheinbares und verkanntes Meisterwerk der Buchgestaltung.

„Verabscheuungswürdiger Volksfeind"

Nach „Rußland – ja und nein" stand Hans Siemsen gleich aus mehreren Gründen auf der Liste der „verabscheuungswürdigen Volksfeinde", die die an die Macht strebenden Nationalsozialisten für den großen Tag ihres Erfolges vorbereitet hatten: als Homosexueller, als Bruder von Anna Siemsen, der wenig später ihre Honorarprofessur in Jena durch den nationalsozialistischen Volksbildungsminister Fritz Wächtler entzogen worden war, als langjähriger Mitarbeiter von Ossietzkys *Weltbühne* und zudem noch als Kommunismus-Sympathisant.

Viel treffender hat Joachim Ringelnatz seinen Freund Hans Siemsen charakterisiert, als er ihn in diesen Worten bedichtete: „Uns trennt wohl vieles, / doch nicht viel, Gewiß nicht das Ziel, / Ich meine die Vorstellung unseres Zieles. // Du bist zart und weich / Und ein Mann mit hohem Geschmack. / Dieses Gedicht ist ein freundlicher Schnack. / Aber wir treffen und wieder / Im Himmelreich."

Siehe zu diesem Thema auch „Keine Drogen, keine Lügen" von Dirk Ruder in Gigi Nr. 37 (November/Dezember 2008), Seite 34 f.

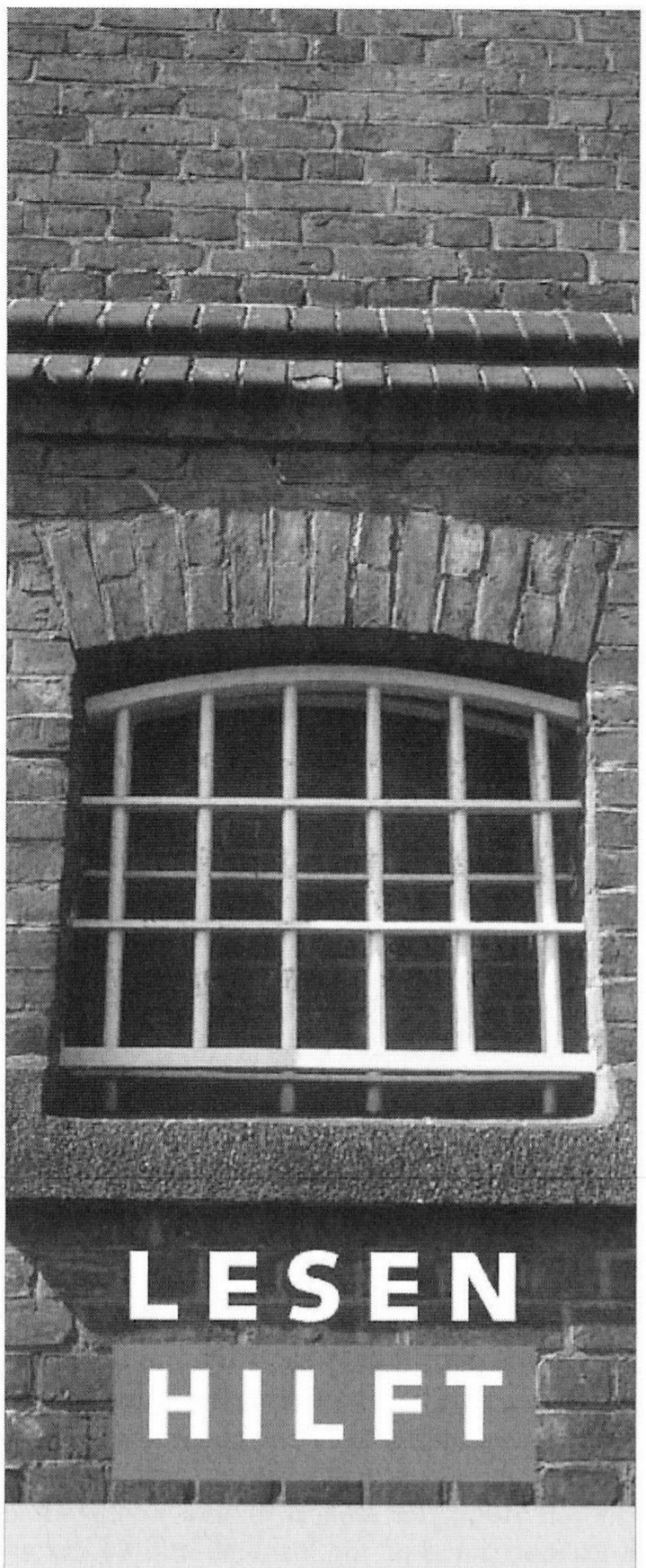
Einband-Scans: Manuel Heßling; Foto: Henrik Jordan / Verlag Schwarzkopf & Schwarzkopf

Wenn Männer mit tragischer heterosexueller Veranlagung über schlechten Sex reden, tun sie es meist am Stammtisch, während im Hintergrund entsprechende Musik düdelt, gerne Bob Marleys „No woman no cry". Mia Ming (Foto) meidet das Genre und läßt 33 Männer über ihre teils hochnotpeinlichen Erfahrungen berichten. Solch ein Buch hat das Zeug zum Ladenhüter; man und frau erwarten gleichermaßen Reports kraftstrotzender Kerle, die sich zu gut für die Welt fühlen, oder einen Auftrieb männergruppensüchtiger Weicheier, die ihre Versagensängste ausleben. Indes macht es die Mixtur aus Extrem- und Normalfällen zum leichtbekömmlichen Zerrspiegel der aktuellen Hetero-Welt.

Da ist der von selbstsichere deutsche Gaststudent in Südamerika, der sich für den coolsten Macker hält, eine Kneipenbekanntschaft verführt, morgens aus der Dusche kommt und bemerkt, daß die Zufallsgeliebte samt seiner Barschaft und Kreditkarte über die Anden entkommen ist. Oder der kunstsinnige Studi, der eine scheinbar zarbesaitete Künstlerin umgarnt und feststellt, daß sie darauf abfährt, geschlagen und vergewaltigt zu werden. Er soll sich benehmen wie ein Krieger vor 200 Jahren, schafft's nicht und: desertiert. Dazu zahlreiche Probleme, die auch Schwulen vertraut sind: Wie kriege ich ein Kondom möglichst rasch aus der Verpackung und über den Schwanz? Wie bringe ich meinen Gespielen bei, daß Rasuren nicht für männliche Gesichter reserviert sind? Was, wenn ihr fleischwolfartiger Köter an mir seine Eifersuchtsprobleme abarbeiten will?
Zeitweise liest sich das Buch supergut, die melancholischen Urlaubserinnerungen gereifter 68er schließlich lassen erahnen, wie man sich selbst einst in diesem Alter fühlen könnte. Was hätte ich damals anders machen sollen und wie kanalisiere ich meine alptraumartigen Erinnerungen? Wie werde ich ein zufriedener Mensch? Das alles geschieht nicht über die ansonsten hierzulande gern geübte literarische Gähn-Sprachebene oder bemüht sexualisiertes Gelaber zwischen Buchdeckeln. Man hat das Gefühl, die Autorin wäre in irgendeiner Kellerbar versackt und säße am Nebentisch, während der eine oder andere Mann seinen Freunden oder dem Tagebuch Dinge anvertraut, die eventuell nur Minuten dauerten, aber ein ganzes Leben verändern können. Daß bisweilen der Kitsch trieft und die Vorurteile gegen das andere Geschlecht in penetranter Form durch die Seiten wabern, muß nicht stören. So ist eben das Leben.

Florian Mildenberger

Mia Ming: Schlechter Sex 2. 33 Männer berichten über ihre lustigsten, peinlichsten und absurdesten Erlebnisse. Verlag Schwarzkopf & Schwarzkopf, Berlin 2008, 227 Seiten, 9,90 Euro



Dort, wo alles reglementiert
und verschlossen ist,
erfüllt das Lesen von Zeitungen
mehr als nur ein
Informationsbedürfnis.

Bitte spenden Sie deshalb »Gigi«
für Gefangene zum Preis von
jährlich nur 15 € oder überweisen
Sie einen Betrag Ihrer Wahl an:

Freiabonnements für Gefangene e.V.
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 100 205 00, Konto 30 85 400
Kennwort: »Gigi«

www.freiabos.de

Schwarzer Vogel im ewigen Eis

Gunther Geltingers Debütroman „Mensch Engel" ist Schmerzensprosa vom Feinsten. Von Ingo Flothen

Unbeirrbar schön, unrettbar kaputt, mit stolzem Kinn und kalten, gewissenlosen Augen", so geht Leonard Engel durch die Welt. Kaputt wird er bis zum Schluß bleiben. Aber unrettbar?

Engel nennt sich einen Psychokrüppel, „einen schwarzen Vogel im ewigen Eis". Mit Messern, mit Rasierklingen schneidet er sich ins Fleisch, tief: „das kalt gestockte Blut zum Fließen bringen". Er beißt auf Tellerscherben, die Taubheit, das Fühllose zu lösen. Notaufnahmen, Ambulanzen und Psychiatrien kennt er zur Genüge. Untersuchungsgefängnisse kommen hinzu, wenn er in Marseiller Stricherkneipen, wo er seinen Körper anpreist gegen ein paar Gläser Alkohol, in eine Razzia gerät. – Ein gestürzter Engel. Diagnose: Borderline-Persönlichkeitsstörung. Symptome: Gefühl der Leere, mangelnde Bindungsfähigkeit, Suiziddrohungen, Promiskuität, Selbstbeschädigungen.

„Robert ist Zahnarzt. Robert hat's richtig gemacht." Engels Bruder und auch seine Schwester Juli pflegen ihr „kleines beschissenes Familienglück". Doch sich einzurichten zwischen Salatschleuder und Katzenklo, das ist nicht Engels Ding. „Wohin aber mit sich und diesen Gedanken an Ficken und Tod?" Und so treibt er also von Mann zu Mann, hinab in die Schöße, „wo das Unbehagen der Liebe am wenigsten schadet", bleibt „ohne Heimat, ohne Zuhause, ist lediglich Gast, Kostgänger oder Hausierer".

Gunther Geltingers Debütroman ist ein Buch über den Lebensekel und den verzweifelten Versuch seiner Überwindung. Doch wie? Die warmen Männerkörper – „als Schutzwall gegen die kalte Nacht, den Frost der Einsamkeit" –, sie reichen nicht hin. Der Trost bleibt flüchtig, das Herz kalt und zugeschnürt. Aber aufschreiben – aufschreiben, das wäre eine Möglichkeit.

„Engel schreibt", so beginnt der Roman. Und so endet er. Engel schreibt um sein Leben. Doch da Engel nicht weiß, wer er ist, ist er auch Geltinger (Engel ist gleichsam in Geltinger eingeschrieben!) und Geltinger – es steht zu vermuten, daß auch er nicht weiß, wer er ist – ist „der Schreiber". Ein Erzählstimmen-Triumvirat, das sich beständig in die Parade fährt, sich kommentiert und widerspricht und ausbootet. – Der Roman als Versuchsanordnung? Als Befragungsorgie? Das ist ein gefährliches Unterfangen. Hanns-Josef Ortheil nennt das mit Blick auf die nonfiktionalen Textgewebe eines Raymond Federman: Luftdrescherei. Doch was anderwärts zur selbstverliebten Attitüde gerät, hier wird die selbstreflexive Erkundung zum raffinierten literarischen Prinzip, spiegelt doch gerade sie die Persönlichkeitsstörung von Engel aufs Beste wider. Das virtuose Vexierspiel geht so weit, daß wir selbst Geltinger, obwohl wir in der Buchklappe ein Foto von ihm sehen, als literarische Figur wahrnehmen. Existiert er überhaupt? Hat gar ein Vierter „Mensch Engel" geschrieben?

Neben der konkret erscheinenden Fallstudie „Engel" geht es jedoch – und das bewegt uns im Innersten an diesem Text – um unser aller Frage: Wer bin ich? Nicht, daß wir alle Engel wären, aber die hier vorgeführte Methode der biographischen Ortung, die kennen wir, wenn nicht von uns, dann von Musils „Mann ohne Eigenschaften", von Ulrichs „Sinn für die mögliche Wirklichkeit": Da der Erinnerung selten zu trauen ist – „die Vergangenheit ist ein fremdes Land, dort gelten andere Regeln", heißt es bei L. P. Hartley –, ersinnen wir in einem fort Möglichkeiten, neue Wirklichkeiten zu erproben. Wie Ulrich, so ist auch Engel ein Möglichkeitsmensch par excellence: „Im Erzählen hole ich all das nach, was ich damals versäumt habe zu fühlen, zu sagen und zu tun." – Über den Wahrheitsgehalt der Mär erst erschaffen wir unser Selbst.

Dabei ist Engel unerbittlich – gegen sich selbst, aber auch gegen andere. Vor allem in

Sachen Tod. Dann läßt er schon mal – wie weiland Thomas Mann das im „Doktor Faustus" mit dem von ihm vergötterten Enkel Frido tat – zum blanken Entsetzen seiner Schwester Juli seinen fünf Monate alten Neffen Philippe literarisch mit leichter Hand und gleichermaßen grausam verrecken – im Gewitterhagel, an Atemlähmung. Schließlich: das eigene Ersticken am Leben will erkundet sein, der Schmerz erprobt.

Das Eigenartige: so verletzend Geltingers Schmerzensprosa ist, so verletzlich ist sie; dazu prall und trunken, wollüstig scharf, auch mannstoll, und doch – bei aller vibrierenden Rauschhaftigkeit –, kein Wort wird je verraten. Eine „Sprache der Verzweiflung" zwar, doch präzise und geschmeidig, bildgenau, dabei derart verführerisch, daß man – plötzlich laut lesend – gleichermaßen selber in diese wohltuende Bitternis eintaucht. – Man kann Engel verstehen, seine unabänderliche Sehnsucht nach Schmerz.

„Fehlt dir denn überhaupt etwas?", fragt sich Engel gegen Schluß. Nicht wirklich. Eine unbestimmte Schuld am ungelebten Leben der Mutter gibt es vielleicht, doch Engel hatte eine behütete Kindheit – aber eben auch belanglose. Das gilt es zu korrigieren, indem „die versäumten Verheerungen seines Lebens tief ins makellose Menschenfleisch" geschnitten, indem – der Biographie Kontur verleihend – Menschheitsdramen erdichtet werden, Engelsmythen und „das Hohelied von Geburt, Tod und dem seltsamen Schwebezustand dazwischen".

„Mensch Engel" ist medizinische Fallstudie, ist Chronik einer verunglückten, hochstaplerischen Biographie, ist éducation sentimentale und condition humaine und auch Abhandlung darüber, wie Schriftsteller ihre Figuren marodieren. Vor allem aber ist „Mensch Engel": eine Liebesgeschichte. Eine Geschichte über die innige Liebe zur Sprache, zur Heilkraft der Literatur, zum Leben und darüber, wie Liebe aus Schmerz geboren werden kann. – All das Zeug also, aus dem selbst noch gestürzte Engel errettet werden können.

Gunther Geltinger

Gunther Geltinger: Mensch Engel. Roman, Verlag Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2008. 272 Seiten, gebunden, 19,90 Euro

Foto: privat via Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung

Schrecklich sauber

Isaac Juliens „Derek"

Der Mann an der Kinokasse ist untröstlich. „In den Zeitungen war leider die falsche Uhrzeit angegeben." Oh je, Isaac Juliens Dokumentation „Derek" über den 1994 an den Folgen von AIDS gestorbenen britischen Filmemacher Derek Jarman erlebt eine Kölner Premiere mit Hindernissen. – Bleiben der gehen? „Bleiben Sie hier, wir zeigen vorab ein paar Interviews mit Freunden Jarmans, bis der Hauptfilm losgeht. Ein Getränk geht aufs Haus." Das übezeugt.

Ein festivaltaugliches Kino betreibt das Filmforum NRW im Wallraf-Richartz-Museum direkt am Kölner Dom. Edles helles Holz, vor der Leinwand wäre noch für ein ganzes Orchester Platz. Auch das Freilichtkino auf dem Dach des Museums wird in lauen Sommernöchten gern besucht, aber an diesem kalten Sonntagabend im Januar haben allenfalls drei Dutzend Leute die Couch mit der Kunst getauscht.

1990, vier Jahre vor seinem Tod, hatte Jarman einem Journalisten ein bislang unveröffentlichtes achtstündiges Interview gegeben. Dieses Material ist Ausgangsbasis für das sehr persönliche Porträt, das Julien gemeinsam mit Jarmans Muse Tilda Swinton produzierte. Während Swinton quasi schon im Anflug auf Berlin ist – die Presse wird die Jurypräsidentin der diesjährigen Berlinale später als „Königin des Kunstkinos" und in Anspielung auf ihr zunehmend androgynes Wesen als „Held und Heldin" des Films bezeichnen –, wird Julien nach der Präsentation gut gelaunt die Fragen des Publikums beantworten. Er sieht sich als Jarman-Schüler, und dementsprechend ist seine Dokumentation vor allem von Verehrung und Respekt für „den Besten" (Swinton) geprägt. „Du warst *wirklich* der große Filmemacher der Thatcher-Ära", erinnert sich Swinton an die furchtbare Zeit der achtziger Jahre, als „gesunde Familien" plötzlich wieder in Mode waren, Schwule aufpassen mußten, um wegen angeblich von ihnen ausgehenden AIDS-Gefahr nicht gelyncht oder zumindest für immer weggesperrt zu werden und die berüchtigte Clause 28 „Werbung für Homosexualität" unter Strafe stellte. Swintons fiktiver „Letter to an Angel" an den toten Jarman bildet den durchgehenden Off-Kommentar des Films. Zuweilen ist Swinton im Film zu sehen, wie sie verlassen durch ein unwirtliches Business-London streift. „Schau nicht runter", rät ihre Off-Stimme dem toten Freund im Himmel. „Alles ist jetzt so schrecklich sauber geworden, alles ist so perfekt."

Laut Swinton betrachtete die meinungsführende britische Filmkritik Jarmans Werke als schädliche und irreführende Verunglimpfung des britischen Charakters. „Welche Würde es uns gab, nicht als nationales Produkt definiert zu werden!" Ohne das deutsche ZDF und andere Finanziers außerhalb Großbritanniens hätte es manchen preisgekrönten Jarman-Film kaum gegeben. „Wir sind unter dem Zaun durchgeschlüpft, suchten – und fanden – Gleichgesinnte an anderen Orten."

Derek Jarman wurde 1942 geboren, der Vater war Berufssoldat und, so zeigt es Juliens Dokumentation, leidenschaftlicher Super-8-Filmer, wie hernach der Sohn. Die Klosterschule endete traumatisch. „Sexuell bloßgestellt, als ich mit einem anderen Jungen im Bett erwischt wurde." Mit 22 nach Amerika, dann „Vietnam und das alles". Was bleibt, sind 13 Filme in kaum zwanzig Jahren.

Dirk Ruder

Der Aufwand für die Liebe

Auf den Berliner Internationalen Filmfestspielen 2009 gab es wie in jedem Jahr wieder ein überwältigendes Angebot an Streifen mit, wie man heute sagt: queerer Thematik. Zu sehen gewesen vor allem in der Sektion Panorama, kann hier leider nur ein Bruchteil beleuchtet werden. Eine cineastische Odyssee durch die 59. Berlinale unternahmen Udo Badelt und Daniel Aldridge

Zu Beginn gleich „Strella" von Panos H. Koutras, einer der besten Filme im Panorama 2009. Über die Handlung sollte man nicht viele Worte verlieren: Der aus dem Gefängnis entlassene Mörder Yiorgos und Strella, eine transsexuelle Prostituierte, werden zu einem Paar. Ihre Beziehung erfährt interessante Wendungen und das Ende überrascht. Koutras realisierte seinen Film aus eigenen Mitteln, es gab keine staatliche Filmförderung, auch die großen Produktionsfirmen zeigten kein Interesse. Notgedrungen wurde „Strella" eine unabhängige Produktion, bei der nahezu alle Rollen mit Amateuren besetzt wurden. Dem professionellen Ergebnis ist davon allerdings nichts anzumerken.

Aufgrund des skurrilen Humors und der Persönlichkeiten seiner ungewöhnlichen Charaktere kann man „Strella" mit dem frühen Almodovar vergleichen, aber Koutras hat seine eigene Note, unmittelbarer in der Härte seiner Figuren und inniger in ihrer Nähe zueinander. Die Grenzen zwischen Mann und Frau werden ebenso aufgehoben wie die Grenzen zwischen Vater und Sohn, ganz zu schweigen von der Grenze zwischen Mensch und Eichhörnchen.

Quentin Crisp und John Hurt in Jack Golds „The Naked Civil Servant", GB 1975

Bedauerlicherweise hat dieser für griechische Verhältnisse mutige Film keinen TEDDY-Award erhalten, dieser lesbisch-schwule Filmpreis ging stattdessen an „Rabioso Sol, Rabioso Cielo" von Julian Hernandez: 191 unendliche Minuten auf dem Rückzug der Sexualkultur ins Mystisch-Archaische, fern jeder sprachlichen Aussage, jedes politischen Engagements, zurück in die Oper der reinen Körperlichkeit, eine Oper nicht der Musik, sondern der Berührungen aus Sadismus und Zärtlichkeit. Regisseur Julian Hernandez offenbart uns seinen ganzen Selbsthaß und seinen abgrundtiefen Narzißmus! In der ersten Filmhälfte darf der Zuschauer wieder einmal den Schein wahren, anspruchsvolle „Kunst" zu genießen, um endlich auch mal einen Schwulenporno ansehen zu können. In langen, düsteren Einstellungen in Schwarz-Weiß entstehen oder brechen die Beziehungen – alles ohne jegliche Dialoge. Ein altes verfallenes Kino, eine der berüchtigten Cruising Areas von Mexiko City, allegorisiert Homosexualität als Labyrinth ohne Ausweg. Die Bilder sind nicht unästhetisch, aber alles dauert viel zu lange. Im zweiten Teil wird es dann bunter und zugleich farblich extrem und hell, um die mystische Dimension der Handlung richtig in Szene zu setzen. Zwar verrät der Regisseur nach der Vorführung, daß es sich hier um eine Variation des Gilgamesch-Epos mit mexikanischen Gottheiten handelt, doch spielt diese Ambition bei der Plattheit der „Handlung" erkennbar überhaupt keine Rolle. Wo aber sonst bekommt man endlich ein Happy End für die unglückliche Liebe zwischen Jesus und Satan geboten? Stilistisch werden Derek Jarman, aber auch Tarkowski, Murnau, Wenders, und Pasolini zitiert – sicherlich als „Hommage" intendiert. Ein Drittel der Kinobesucher hat den Saal während der Vorstellung verlassen.

Wo Hernandez ausufert, ist Richard Laxton zu kurz. Sein überaus sehenswerter Spielfilm „An Englishman in New York" über Quentin Crisp – die Grande Dame der Homosexuellenbewegung im 20. Jahrhundert –, ist gerade mal 74 Minuten lang. In den achtziger Jahren lebte der Brite Quentin Crisp in New York, und es gelang ihm dort mit seinem sanften Nonkonformismus sogar, die Gay Community gegen sich aufzubringen. Sein undiplomatischer Ausspruch „AIDS is a fad" bereitete übrigens auch den Berlinale-Übersetzern Probleme („AIDS ist ein Furz", übersetzte die Dolmetscherin während der Pressekonferenz lakonisch, im Berlinale-Katalog stand hingegen we-

Geraldine Smith im Bett mit Joe Dallesandro: „Flesh" von Paul Morrissey, USA 1968

niger originell „AIDS ist eine Modewelle"). John Hurt, der Crisp bereits im Jahre 1975 in „The Naked Civil Servant" gespielt hatte, übernahm noch einmal den Part des Gentlemans in New York – und wir müssen ihn einfach dafür lieben. Das Drehbuch ist nach Hollywoodmanier schlank und kompakt, keine Szene ist länger als notwendig, alles Überflüssige wurde gekürzt, die Handlung läuft schnell, ohne Pausen und ohne weitere Überraschungen ab, bis hin zu Crisps Tod. Ein netter kleiner Film, der nicht beißt.

Regisseur Simon Chung, der 2005 mit „Innocent" debütierte, findet in seinem zweiten schwulen Film „End Of Love" zu einer starken Erzählsprache, die in poetischen Bildern Grausames berichtet. Ming (Lee Chi Kin) ist Anfang Zwanzig, sieht gut aus und lebt in Hongkong. Doch es könnte auch Berlin, New York oder Rio sein – die Klippen und Fallstricke, die auf einen jungen attraktiven Schwulen wie ihn warten, sind in allen großen Städten dieselben. Man kann sich in ihnen verheddern oder man kann sie umgehen. Ming verheddert sich. Als ihn seine Mutter beim Sex mit seinem neuen Freund erwischt, stürzt sie sich vor Scham aus dem Fenster und stirbt auf dem Straßenpflaster. Ming rutscht ab in eine Welt, die bis zum Bersten angefüllt ist mit vermeintlich guten Freunden, mit Prostitution, Sex und vor allem: mit vielen Drogen. Hongkong strahlt und flimmert in nächtlichen Lichtern, der Pazifikstrand ist sauber, klar und hell, doch Mings Leben geht immer mehr den Bach runter. Erst als er in einem christlichen Umerziehungslager, dessen Strand dann aber bezeichnenderweise schmutzig und trist ist, den heterosexuellen Keung (Guthrie Yip) kennenlernt, scheint ein Hoffnungsschimmer auf. Langsam, über viele Einstellungen hinweg, wird deutlich, daß Ming Keung liebt. Regisseur Chung erweist sich als ein Meister in der Kunst der Zeichen und des wortlosen Zeigens: Als Ming aus dem Lager entlassen wird und bei Keung in Hongkong einzieht, sitzt dort bereits dessen Freundin Jackie (Joman Chiang) auf der Couch. Sie würdigt ihn keines Blikkes – bereits in dieser Sekunde ist klar, daß ein Zweikampf entbrennen wird um den hübschen Keung, den allerdings dieser selbst verliert. Denn Jackie verläßt ihn, und Keung nimmt sich aus Verzweiflung das Leben. Das Ende bleibt offen: Ming hält den toten Keung in den Armen, ein Sonnenstrahl fällt auf sein Gesicht, er verläßt die Wohnung. Das Ende einer Liebe kann ein neuer Anfang sein.

Ein weiterer Höhepunkt im Panorama war „Milk" – ein engagierter, gut gemachter, bewegender und kämpferischer Film, der allerdings eine Woche später sowieso regulär in den Kinos anlief und nicht unbedingt auf der Berlinale hätte gezeigt werden müssen. Daß die Geschichte um den schwulen Stadtrat von San Francisco und seinen Mörder, den Stadtratkollegen Dan White, dramaturgisch perfekt gelingt, ist geradezu eine Perversion, da sie mehr oder weniger der Realität entspricht. Regisseur Gus van Sant möchte mit seinem Film auch eine neue Generation von jungen Schwulen ansprechen, die mit dem Namen Milk nichts mehr anzufangen weiß. Und welche großartige Arbeit Sean Penn hier geleistet hat, wird einem ja längst an jeder Ecke hinterhergerufen, trotzdem stimmt es. Und für einen guten Zweck darf schon auch mal auf die Tränendrüse gedrückt werden.

Beschäftigen kann einen dabei auch die Überlegung, ob „Milk" nicht ein Signal sein sollte – die schönen Jahre, in denen man sich noch politisch engagieren konnte, gehören ja nicht wirklich der Vergangenheit an – und ob man als Schwuler, Lesbe, Queer, Transgender oder Pädo nicht doch auch mal wieder auf die Straße gehen könnte, um für etwas zu demonstrieren, die Friede-Freude-Eierkuchen-Illusion der neunziger Jahre ist schließlich schon längst passé.

Formale Stärke besitzen auch die zwölf Kurzfilme, die unter dem Namen „Fucking Different Tel Aviv" zusammengestellt wurden. Lesbische Filmemacherinnen haben schwule Geschichten verfilmt und umgekehrt – ein Konzept, das sich offenbar als sehr fruchtbar erwiesen hat, handelt es sich doch nach Berlin und New York bereits um den dritten Film der von Kristian Petersen produzierten „Fucking Different ..."-Reihe. Diesmal also die Metropole Israels, eines Landes, das auf der Berlinale 2009 mit meh-

Mina Orfanou als „Strella" in Panos H. Koutras gleichnamigem Film, Griechenland 2008

Fotos: 59. Internationale Filmfestspiele Berlin; Archiv

Gewann den „Siegessäule Reader's Award 2009": Der Dokfilm „City Of Borders" über homosexuelles Leben in Jerusalem, USA 2009

reren Filmen im Panorama und im Forum sowieso einen Schwerpunkt bildete. Aber Israel ist immer aktuell, denn von diesem Land zu erzählen, bedeutet immer auch, von den kulturellen Wurzeln Europas (und des Islam) zu sprechen. Schon der erste Kurzfilm, „Political Sex" von Hilla Ben Baruch, macht deutlich, daß hier nichts, auch keine schwulen Geschichten, ohne Religion und Politik zu haben sind: Zwei junge Männer treffen sich zum Sexdate, doch dann entdecken sie, daß der eine ein Palästinenserfreund ist und der andere am liebsten alle Palästinenser ins Meer werfen würde. Es kommt zum Eklat, doch der Trieb triumphiert, und am Ende verschmelzen beide Körper in leidenschaftlichen, erotischen Bildern. Die inhaltliche Bandbreite der anderen Filme reicht von der Tunte, die durch Bars tingelt, in einem anderen Leben aber als Oboist im Jugendorchester spielt, bis zum jugendlichen Fan, der seinen Lieblingsradiomoderator auf dem Nachhauseweg anspricht und mit ihm auf einer Parkbank die ganze Nacht durchquatscht.

Da mit jedem Film etwas vollkommen Neues beginnt, durchbricht „Fucking Different" die autoritäre Erzählhaltung einer einzigen Geschichte, die natürlich immer auch von einer eindimensionalen Sichtweise geprägt ist, und weckt eine Ahnung von der queeren Vielfalt dieses schillernden Landes. Die Kurzfilme von „Fucking Different Tel Aviv" sind aber nicht nur inhaltlich, sondern vor allem auch stilistisch vielfältig, ein Ausfall ist kaum dabei.

In der Sektion Panorama Dokumente finden wir Homophobie in Nahost und in den Balkanländern mit den zwei Kurzfilmen „Queer Sarajevo Festival 2008", „Gevald" und der Dokumentation „City Of Borders"; letztere erhielt den sogenannten *Siegessäule* Readers' Award. Im ersten geht es um das Queer Festival in Sarajevo, das von rechten und religiösen Extremisten angegriffen wurde und deshalb nicht stattfinden konnte. Stadtverwaltung und Polizei stellen sich mit ihren Aussagen und ihrem Verhalten auf die gleiche Stufe wie die Angreifer. Gedreht als Amateurvideo, wird die Empörung plastischer als bei einer formschönen Filmarbeit. Der zweite Film, „Gevald", der Dokumentarisches mit einer kleinen lesbischen Liebesgeschichte verquickt, spielt an einem Abend vor dem Queer Pride March 2005 in Jerusalem im „Shushan", der einzigen Queerbar, die es bis 2007 dort gab. Endlich vereinigen sich Moslems, Christen und Juden – dies allerdings zum extremistischen Widerstand gegen Schwule und Lesben. Mehrere Teilnehmer werden schwer verletzt.

Irritierend ist die thematische Überschneidung zum Hauptfilm, der Dokumentation „City Of Borders", die junge schwule Araber zeigt, wie sie in Ramallah die Mauer überwinden, um eben zur einzigen Queerbar zu gelangen. Wir sehen mehrere Pärchen, Palästinenser und Israelis gemischt, sowie Sa'ar Netanel, den Inhaber der Shushan-Bar, der zugleich der erste schwule Stadtrat in Jerusalem war. Am Ende kapituliert er und verläßt die Stadt, die Pärchen dagegen finden ein neues Leben, mit weniger Druck und Bedrohung von außen. Alle drei Dokumentarfilme sind spannend und erschreckend zugleich.

Die deutsche Regisseurin Monika Treut behandelte früher Themen wie Transgender, Bondage oder S/M in Dokumentarfilmen wie „Gendernauts" oder dem amüsanten Spielfilm „Die Jungfrauenmaschine". Ihr neuester Spielfilm „Ghosted", wiederum im Panorama, verläßt die sexuellen Extrembereiche und erzählt eine traurige wie geheimnisvolle Liebesgeschichte , während sich zwei Kulturkreise begegnen und doch einander fremd bleiben.

Die Hamburger Videokünstlerin Sophie (Inga Buschs starker Akzent läßt ihr Englisch fast so schön klingen wie das der legendären Sängerin Nico) reist nach Taiwan, um den ungeklärten Tod von Ai-Ling (Huan-Ru Ke) zu verarbeiten, ihrer taiwanesischen Geliebten. In Taipeh heftet sich die mysteriöse Journalistin Mei-Li (Ting-Ting Hu) an ihre Fersen, die von Ai-Lings Schicksal besessen scheint, und gleichzeitig alles daran setzt, Sophie zu verführen ... In dem Crime & Mystery-Thriller kombiniert Monika Treut taiwanesische Geistergeschichten mit dem Motiv des Doppelgängers. Gegenwart und Vergangenheit werden abwechselnd erzählt. Neben der schönen Handlung und den lediglich dezent angedeuteten mystischen Elementen liefert uns „Ghosted" ein Kulturportrait Taiwans, auch wenn man letzten Endes zu wenig erfährt über den chinesischen Geistermonat.

Ein Film, der zwar den Anspruch hat, formal etwas ganz Neues zu präsentieren, daran aber grandios scheitert, ist „Fig Trees" von John Greyson. Das Anliegen ist ein ehrenwertes: Die beiden AIDS-Aktivisten Tim McCascell aus Kanada und Zackie Achmat aus Südafrika sollen porträtiert werden. Beide haben sich in den 90er Jahren in ihren Ländern für die Bereitstellung von Medikamenten für HIV-Infizierte engagiert. Aber aus einem unerklärlichen Grund, der wahrscheinlich eher eine spontane Laune des Regisseurs war, hat sich Greyson entschieden, das Ganze als Oper auf die Leinwand zu bringen. Ein zwingender innerer Grund dafür besteht nicht, beide Protagonisten zeichnen sich nicht durch eine ausgesprochene Liebe zum Musiktheater aus, und so zerfällt der Film in einen dokumentarischen und einen musikalischen Teil – und keiner von beiden kann zufriedenstellen. Das Profil der Aktivisten wird in den Opernszenen, die von anderen Darstellern gesungen werden, eher unscharf. Wer wiederum vorher kein Musiktheater mochte, findet danach erst recht keinen Zugang dazu. Denn dessen Wesenskern, die körperliche Anwesenheit von Sängern auf der Bühne und ihre Verschmelzung mit Schauspiel im Gesang, kann ein Film niemals adäquat imitieren. Zumal die ausgewählten Musikstücke eher dazu dienen, im Kinosessel sanft einzuschlummern. So gleicht „Fig Trees" einem bunten Beilagensalat, in dem von allem etwas enthalten ist, aber nur ganz wenige Zutaten, etwa erhellende Aussagen eines Literaturwissenschaftlers über Gertrude Steins Prosa, wirklich schmecken. Für einen gelungenen Film ist das zu wenig.

Mutiger Frauenfilm über vier Tabus: Ade Kusumaningrum in „At Stake", Indonesien 2008

Der mutige Dokumentarfilm „At Stake" aus Indonesien nimmt vier Tabus in Angriff, die für viele Frauen im bevölkerungsreichsten Islamstaat der Welt aktuell sind. Gedreht von fünf FilmemacherInnen, umfaßt „At Stake" Themen wie die Probleme, die entstehen können, wenn eine unverheiratete Frau einen Gynäkologen konsultieren möchte, der erstmal ein „Vater Unser" für seine Patientin betet, bevor er sie hinauswirft. Eine weitere Episode – Effort For Love" – handelt von indonesischen Hausmädchen in Hong Kong, deren Lesbischsein in der großen Weltstadt akzeptiert, aber in ihrem indonesischen Heimatdorf inakzeptabel ist. Das nächste Thema ist die Beschneidung von indonesischen Frauen, um ihren „wilden, unvorstellbar mächtigen Sexualtrieb" unter Kontrolle zu bekommen – „What's The Point?" ist der treffende Titel. Die vierte Episode „Our Children's Fund" schließlich behandelt Frauen, die sich prostituieren müssen, da ihnen der karge Verdienst ihrer Arbeit zum Unterhalt nicht ausreicht.

Die FilmemacherInnen sind ein bewußtes und großes Risiko eingegangen mit der Realisierung dieses Films in einem Land, das künstlerische Tätigkeiten mittels Zensur- und Gesetzesmaßnahmen einschränkt. Die neueste Entwicklung in diesem Zusammenhang ist die Verabschiedung des Anti-Pornographiegesetzes durch das indonesische Parlament am 31. Oktober 2008, das alles vom Menschen geschaffene Material verbietet (einschließlich Texten, Zeichnungen, Stimme, Ton, Film, Gesprächen und sogar Gesten), welches Verlangen nach Sexualität auslösen könnte. Für islamische Fanatiker dürfte es ein leichtes werden, „At Stake" mit Hilfe des neuen Gesetzes verbieten zu lassen. Vom Verstand her wissen wir in unserer aufgeklärten westlichen Zivilisation, daß es viele Länder gibt, in denen es den Menschen und insbesondere Frauen schlecht geht. Der Dokumentarfilm allerdings veranschaulicht das Elend noch einmal besonders. Schade nur, daß er lediglich auf der Berlinale oder vielleicht auf *Arte* läuft, nicht aber in Indonesien.

Der diesjährige Special Teddy Award der Berlinale ging übrigens an einen kleinen dicken, sechzig Jahre alten Mann: Joe Dallesandro. Gleichzeitig lief eine kleine dünne Dokumentation über Dallesandro im Panorama: „Little Joe". Diese fängt an als trauriger Zeichentrickfilm in Schwarz-Weiß: Kindheit und Jugend bei fremder Familie, später auf Dächern sitzend, Zigaretten rauchend. Um sich zur Wehr setzen zu können gegen die bösen Jungs, trainiert er sich Muskeln an. Viele Schwarz.-Weiß-Fotografien und Filmausschnitte folgen: Er wird zur großen Muse von Andy Warhol und Paul Morrissey, die mit ihm die Streifen „Trash", „Heat", „Flesh" oder „Lonesome Cowboys" drehen. Dallesandro fragt sich, warum er immer nackt sein muß in seinen Filmen. Er wird der erste wahrhaft androgyne Filmstar. Danach der Absturz, schlechte Filme, Ausflüge in die französische Kunstfilmszene und schließlich sein bester Film „Je t'aime moi non plus" von Serge Gainsbourg, schließlich Rückkehr nach Hollywood mit kleinen Nebenrollen. Dazu mehrere Ehen, Scheidungen, Töchter, Probleme mit Alkohol. Ein Allerweltsschicksal.

„Teddy Special Award" und offener Reißverschluß: Old „Little Joe" Dallesandro am 12. Februar 2009 auf der Berlinale

„Littlle Joe" arbeitet leider vorrangig mit den Interviewszenen, die seine Tochter während der letzten Jahre mit Dallesandro drehte. Zitate Dritter werden nur als Schriftzug eingeblendet. Regisseur Paul Morrisey oder Schauspielkollegen wie Jane Birkin und Udo Kier wollten, konnten oder durften nicht zu Wort kommen, was den Film recht mager wirken läßt.

Schließlich noch „Rage" im Wettbewerb, ein Film von Sally Potter, der hier nicht erwähnt werden müßte, wäre da nicht Jude Laws herausragende Darstellung als Transvestit Minx – man erkennt ihn fast gar nicht unter dem exquisiten Make-up und den grandiosen Outfits, doch Stimme und Augen sind unverkennbar und ziehen wie eh und jeh in Bann. Weitere Mitgestalter in dem Drama sind Steve Buscemi, Judi Dench und Bob Balaban. „Rage" ist eine makabre Tragikomödie ganz ohne Dekor – jede Figur agiert einzeln vor ihrer eigenen grellen Hintergrundfarbe und heuchelt intimste Geheimnisse aus der New Yorker Modebranche, in der gerade ein Mord geschehen ist.

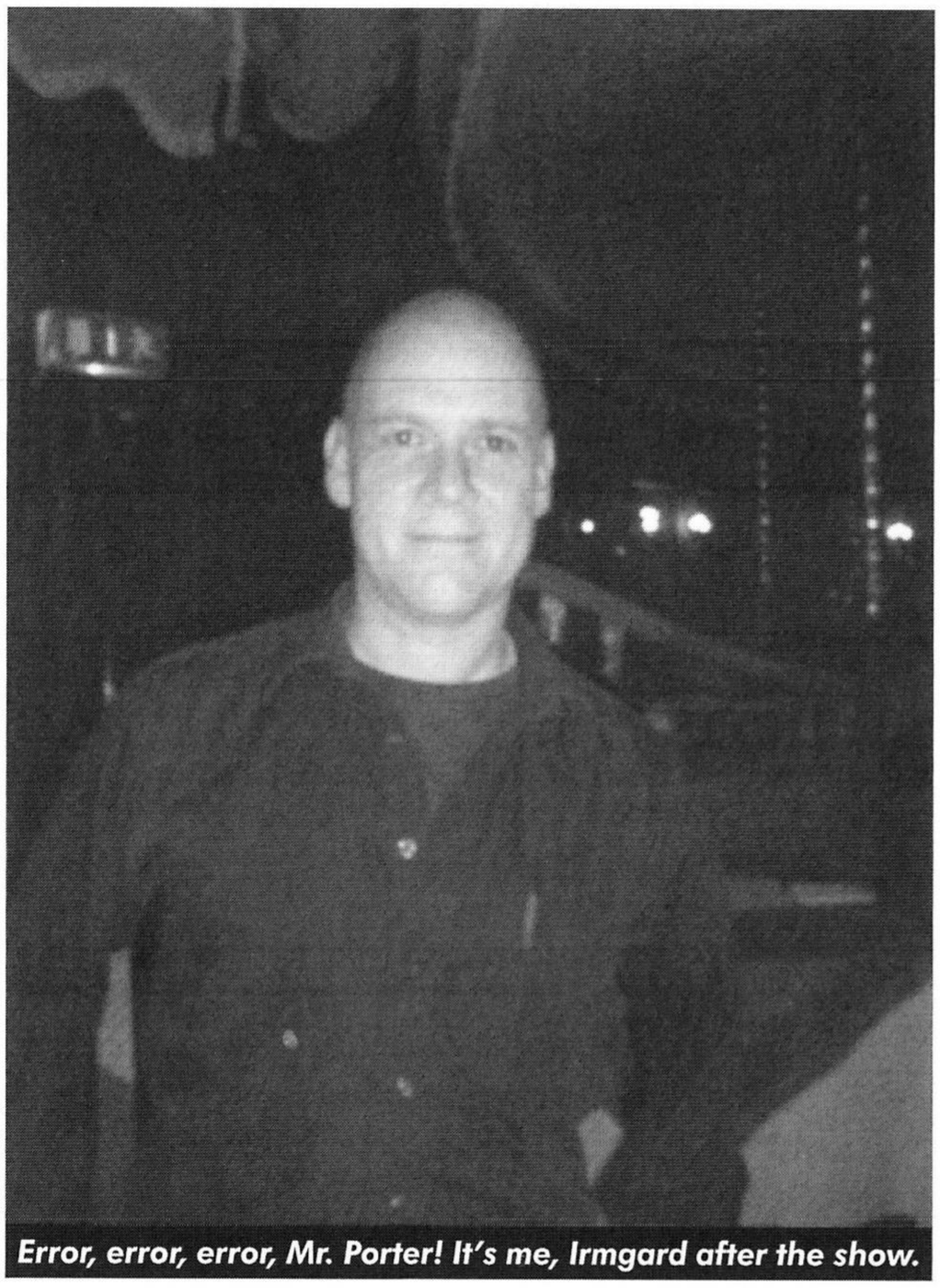
Die Story findet nicht auf der Leinwand statt, aber sie wird auch nicht von den Models, Designern, Modekritikern und Managern erzählt, die ihre Wahrheiten allesamt verschweigen. Das Drama spielt sich zwischen den Zeilen ab und in der Hintergrundakustik. Sally Potter beschäftigt sich in „Rage" mit Wahrheit und Lüge, aber sie liefert keine Antworten. Sie mischt die Farben, der Zuschauer erschafft das Bild.

Mit „Unmade Beds" von Alexis Dos Santos (der Film lief in der Berlinale-Sektion 14Plus), „Members Of A Funeral" von Baek-Seung-bin und Kit Hungs „Soundless Wind Chime" (beide zu sehen im Forum des Jungen Films) sowie „Hello Dolly" mit Barbra Streisand (Retrospektive) seien zum Abschluß die wichtigsten Filme genannt, die in diesem Beitrag keinen Platz mehr fanden. Und zwar völlig zu Unrecht. Die Parole kann darum nur lauten: Angucken!

Fotos: 59. Internationale Filmfestspiele Berlin; Franz Richter

Kein Paradies für Irmgard

Ich bin nicht die Hilde, für die man mich hält", sang Ulrich Michael Heissig alias Irmgard Knef zur Jahrtausendwende und leitete damit die Ära der vergessenen Schwestern berühmter Künstlerinnen ein. Freilich hielt kein vernünftiger Mensch diese Irmgard für die eineiige Zwillingsschwester der berühmten Knef – außer der Knef selbst, weswegen es eine unschöne Klage gab. Der „Weltstar in Deutschland", wie Irmgard ihre große Schwester zärtlich-ironisch titulierte, war sichtlich unamüsiert über die Unterschichts-Verwandte aus Berlin-Kreuzberg, die der Welt im Namen aller gescheiterten Künstler mit ihrer nicht stattgefundenen Karriere den Spiegel vorhielt. Über die klassische Divenhuldigung eines Travestiekünstlers hinaus wurde Irmgard damit zum Sprachrohr für all jene, die im Schatten des Showbiz ihr Dasein fristen.



Error, error, error, Mr. Porter! It's me, Irmgard after the show.

Zwischenzeitlich trat die echte Knef von der Bühne des Lebens ab, während Irmgard lebt – eine späte Genugtuung, immerhin. Hielt sie 2002 mit ihrem Programm „Schwesterseelenallein" noch tapfer die Familienehre hoch, personifizierte sie unter der Regie von Thomas Engel im Jahr 2005 gar „Die letzte Mohikanerin". Doch anno 2008 kam auch Irmgard schließlich im Jenseits an. „Himmlisch!" heißt demzufolge der Titel ihrer One-woman-Show, in der sie, nunmehr befreit von drückendem irdischem Ballast, über die Ewigkeitsangebote diverser Religionen sinniert.

Nach einer verunglückten Bühnennummer während eines Auftritts in der Uckermark beamte man sie aufgrund eines Navigationsfehlers zunächst in den katholischen Teil des Paradieses. Doch mit verklemmten Klerikern kann sich die nüchtern-protestantische Preußin alten Schlages ebenso wenig anfreunden wie mit dem Rest der Familie Gottes, die überall nur durch Abwesenheit zu glänzen scheint. Da heißt es, sich die Zeit vertreiben mit Seelenchat und *Google Earth*. Dabei trifft sie auf einen ehemaligen Grenzsoldaten der DDR, der mittlerweile zu den Zeugen Jehovas konvertiert ist, weil er sich eine Existenz ohne Wachturm einfach nicht mehr vorstellen kann. Doch auch die Zeugen Jehovas sind nichts für die frivole Irmgard, die gerne wieder sündigen würde, aber feststellen muß, daß man „da oben nicht verkommen kann". Nichtssagend im wahrsten Sinne des Wortes erscheint ihr auch das Nirwana der Buddhisten, doch leuchtet ihr ein, daß man von dort weder Postkarten noch eine SMS erhält, „denn von nichts kommt nichts!" Die Annäherung an die frommen Juden läßt die Erinnerung an eine alte Liebe aufflackern – an einen GI aus New York, in den sie kurz nach dem Zweiten Weltkrieg verliebt war, der aber immer nur „koscher kuscheln" wollte, weil sein Herz an Mama hing. Irmgards Fazit: „Ich lasse mich nicht mehr auf Männer ein, die nur bemuttert werden wollen."

Solche und andere kleine feine und keineswegs zu unterschätzende Weisheiten einer erfahrenen alten Dame untermalt sie mit Chansons – eigenhändig übersetzten großen Hits von damals. Nicht nur Cole Porter und Charlie Niessen erhalten dabei auf Deutsch eine ganz eigene Note. Der vielleicht wichtigste Song dieser vierten und angeblich finalen Folge eines Knef-Zyklus vollendet die ob des dringend benötigten Zuschusses zur mageren Rente vor über zehn Jahren gestartete „furiose Alterskarriere". Der Abend ist quasi die Krönung einer Lebensphilosophie, die lauten könnte: Southern Comfort statt Nordic Walking oder loses Mundwerk statt Entmündigung und kulminiert in einem kämpferischen Fazit, einem Lied über den „Ring des Nie-Gelungenen".

Und selbst, wenn das durchweg gutbürgerlich-gutbetuchte Publikum in der Berliner Bar jeder Vernunft (ein Name, der sich so herrlich auf „versumpft" reimt) sichtlich wenig mit der Textzeile „Ritt ich mal zur Walküre – war's zur Frau vom Arbeitsamt" anzufangen wußte, hatte Irmgard mit ihrem typischen Berliner Galgenhumor am Ende die Lacher doch auf ihrer Seite.

Lizzie Pricken

„Himmlisch! Ewigkeit kennt kein Pardon", eine postmortale knefeske Burleske von und mit Ulrich Michael Heissig. Tourneedaten und weitere Informationen unter www.irmgard-knef.de

Foto: Lizzie Pricken

Adressen des whk

Regionalgruppen & Ansprechpartner:
Berlin: Mehringdamm 61, 10961 Berlin, Tel. & Fax 030/6515213
Hessen: c/o Herbert Rusche, Loenstraße 11, 60322 Frankfurt am Main, Telefon 069/9590001
Rheinland: c/o Dirk Ruder, Tannenbergstraße 9, 47443 Moers
Münsterland: Michael Heß, c/o KCM, Postfach 4407, 48025 Münster, Tel. & Fax 0251/524645
Österreich: Gudrun Hauer, Email: gudrun.hauer@univie.ac.at
Zentrale Email-Adresse: mail@whk.de

pinkerneil

Rechtsanwälte

Claus Pinkerneil
Fachanwalt f. Strafrecht • Sexualstrafrecht

Tanja Ramian
Arbeitsrecht • Erbrecht

– BUNDESWEIT TÄTIG –

80636 München • Nymphenburger Straße 147
Tel: (089) 13999 – 133 • Fax: – 134
Notruf (Abends/Wochenende): 0172–8603262

www.pinkerneil.com

JUMP UP
Schallplattenversand

Der linke Mailorder für die Musik, die man nicht überall bekommt.

Pete Seeger, Woody Guthrie, Lead Belly, Alistair Hulett, Wenzel, Neuss, Degenhardt, Cochise, Ton Steine Scherben, Rotes Haus, Slime, Tod und Mordschlag, Quetschenpaua, Chumbawamba, cowboy junkies, Zebda, Black 47, Fermin Muguruzza, Karamelosanto, Panteón Rococó ... sowie die Labels Trikont, Putumayo, Piranha, Smithsonian Folkways, Metak, Gor, Gridalo Forte, Pläne, Conträr, AK PRESS ... und jetzt auch Bücher vom Atlantikverlag, Unrast, Papyrossa u.v.a.

Hören was andere nicht hören wollen!

www.jump-up.de
info@jumpup.de

Schallplattenversand Matthias Henk, Postfach 11 04 47,
28207 Bremen, Tel/Fax: 0421/4988535

HOMOSEXUELLEN-VERFOLGUNG IN HAMBURG
AUSSTELLUNG IM HAMBURGER RATHAUS

7.– 28. Mai 2009
Mo – Fr 10 – 19 Uhr
Sa 10 – 17 Uhr | So 10 – 16 Uhr

Gemeinsam gegen das Vergessen – Stolpersteine für homosexuelle NS-Opfer
www.hamburg-auf-anderen-wegen.de/stolpersteine

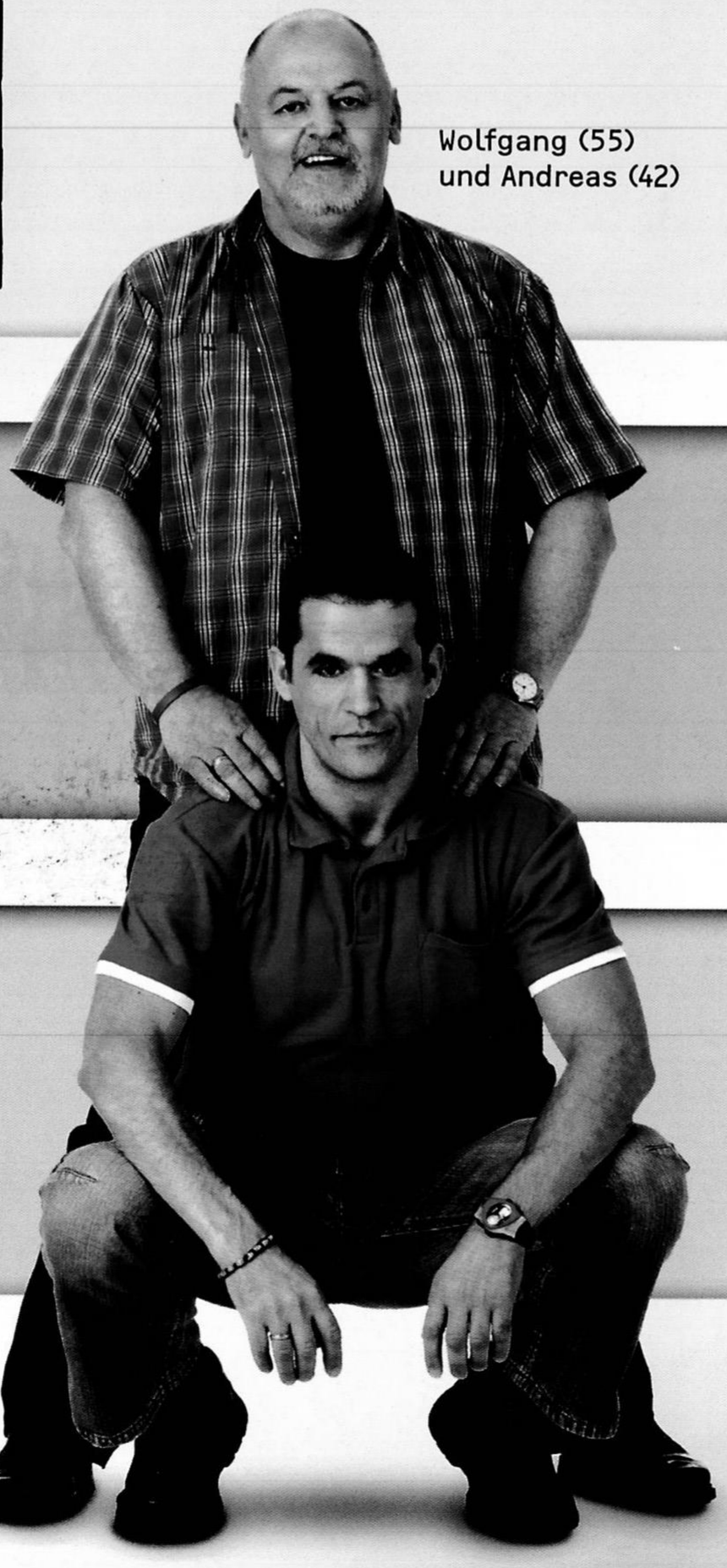
www.gayshop-online.de

Toys · SM Artikel
PP · Videos
DVD · Potenz
Wäsche
Gleitgele · Slings
vieles mehr ...

Infotelefon: 0179-9981090 (11-21 Uhr)

www.gayshop-online.de

ICH HÄTTE NIE GEDACHT, MAL MIT EINEM POSITIVEN ZU FICKEN.



Wolfgang (55)
und Andreas (42)

ICH WEISS WAS ICH TU

Jetzt ist es für mich das Normalste der Welt.
Warum? Das erklär ich Dir auf www.iwwit.de

25 Jahre
Deutsche AIDS-Hilfe e.V.